

Abend -



Zeitung.

Zwe und dreißigster Jahrgang.

30.

Donnerstag, am 27. Juli 1848.

Heil dir, daß auf des Lebens
Höhen —

Heil dir, daß auf des Lebens Höhen
Dich nicht das Schicksal hat gestellt,
Wo machtlos vor der Stürme Wehen
Das Mächtigste in Trümmern fällt!
Heil dir! — Ob in begrenzte Kreise
Dich bannt für immer das Geschick —
Am leichtesten erringt der Weise
Sich dort das wahre Lebensglück!

Sieh, wieder stieg im fernen Westen
Ein drohendes Gewitter auf,
Zu stolzen, schimmernden Palästen
Nimmt es vernichtend seinen Lauf.
Sieh, wieder röthen dort die Flammen
Den Horizont mit blut'gen Schein.
Es bricht ein Königsthron zusammen,
Und wilder Jubel schallet drein!

Oft hast du wohl zu goldnen Thronen
In heißer Sehnsucht aufgeblickt,
Und hast im Geiste dich mit Kronen
Und Siegeskränzen reich geschmückt,
Und hast geträumt von sel'ger Wonne,
Und wie du wolltest mild und rein
— So wie ihr Strahlenmeer die Sonne —
Hernieder deinen Segen streu'n!

Doch wär' dein heißer Wunsch indessen
Dir zur Erfüllung auch entkeimt,
Du hättest Vieles wohl vergessen
Von dem, was unten Du geträumt!
Ist's doch, als ob dort um die Höhen
Verdüsternd stets der Nebel treibt,
Daß, was wir klar hier unten sehen,
Dem Auge dort verborgen bleibt!

Ist's doch, als ob Gefühl und Denken
Dort oben ganz ein andres sei.
Sie glauben das Geschick zu lenken,
Doch das Geschick, es waltet frei!
Es braust' um ihrer Throne Stufen
Der Sturm, und als ein leichter Raub
Sinkt, was sie bauten, was sie schufen,
Zertrümmert nieder in den Staub!

Heil dir, daß auf des Lebens Höhen
Dich nicht das Schicksal hat gestellt.
Auch wo im Thal die Hütten stehen,
Auch dort ist groß und schön die Welt!
Auch da blüh'n dir der Freude Rosen! —
Und wenn die stolze Eiche bricht,
Des Sturmes, des Gewitters Tosen,
Dein Paradies zerstört es nicht!

Dresden.

Herrmann Waldow.

Gebet Polen frei!

„Gebet Polen frei!“ scholl es noch kürzlich all überall im Munde der Guten und Besten. Doch welch entschieden feindselige Stimmung waltet jetzt in dem freien Deutschland gegen das unfreie Polen vor. Die der biedereren Ehrlichkeit des deutschen Michels in der ersten Aufwallung der Freude entschlüpften „Worte des Glaubens“, seines neuen politischen Glaubens: „Gerechtigkeit für Polen,“ „Schutzmauer gegen Rußland,“ „Krieg den Barbaren“ — zu Worte des Wahns sind sie jetzt geworden:

Sie schallen vergeblich, ihr Klang ist leer,
Sie können nicht helfen, noch trösten.

Dieser plötzliche Umschlag in der öffentlichen Meinung Deutschlands findet seine volle Erklärung, und im diplomatischen Sinne genügende Rechtfertigung in der Thatsache, daß ja Michel seitdem souverain geworden, „jeder Zoll ein König;“ und will er sich nicht die gerechten Vorwürfe seiner souverainen Vettern und Vasen zuziehen, so darf er bei Leibe nicht so sehr aus der Rolle fallen, sich durch Versprechungen gebunden zu glauben, im Orange des Augenblicks, im Rausche der Freude gegeben.

Ihr saget, die Polen haben durch ihr Gebaren im Posen'schen, in Krakau und weiß Gott, wo noch eure Sympatien verscherzt, sich eurer Milde und Gerechtigkeit unwürdig gezeigt. Wahrlich, ihr gemahnet mich an jenen grimmigen Schulthyrannen, der einen kleinen Delinquenten in eine finstere Kammer eingesperrt hatte. So lange dieser ruhig blieb, vergaß jener seiner, oder dachte vielleicht, der finstere Aufenthalt dürfte dem Knaben zur Zeit wohl behagen. Kaum aber regte sich dieser oder riß ihm gar der Geduldfaden und fing er zu greinen an, da hieß es: Just weil du schreiest, bleibst du weiter eingesperrt!

Ihr seid jetzt die Herren im Hause. Ist euch lieber ein Feind im Hause, als ein Feind vor der Thür? Und so lange ihr Polen seine Selbstständigkeit nicht wieder gebet, in welcher Form immer, so bleibet es euch ewig Feind. Wie wollt ihr dies verhüten? So laßt euch doch die Geschichte von dritthalb Menschenaltern zur Lehre, zur Warnung dienen.

Liebkošet die Polen, schmeichelt ihnen mit Ehrenämtern und Ehrentiteln, bevorzuet sie gegenüber dem Bürger, protegirt sie gegenüber dem Bauer, wie ihr es bis 1846 gethan — ihr ködert sie nicht.

Verfolget sie, proskribirt sie, heßt die Bauern gegen sie, wie ihr es seit 1840 gethan, — ihr entmuthiget sie nicht.

Treibt sie in die Verbannung, sie schleudern von der Ferne die Brandsackel des Aufruhrs in eure Mitte; sie kehren mit jedem Völkerfrühling selbst heim und zetteln von Neuem Verschwörungen und Empörungen an, und hören nicht auf, euch ewig fort zu drängen und zu quälen.

Schlaget sie todt, reibt sie auf mit Schwert und Feuer, mit Dreschflügel und Sense — ihr rottet sie nicht aus.

Streuet ihre Gebeine weit umher, ihr säet nur Drachenzähne, aus denen neue feindliche Schaaren gegen euch erstehen.

Denn dritthalb Menschenalter reichen noch lange nicht hin, ein Volk seine Selbstständigkeit, seine ehemalige Größe, seine Geschichte vergessen zu machen. Dritthalb Menschenalter, wie und wo immer verlebt, sei es in Sauf und Brauf, oder in Elend und Knechtschaft; sei es die Zuchtpeitsche über die Bauern schwingend oder selbst unter der Knute seufzend, in der Heimat oder in der Verbannung, in der Familie oder im Kerker: — dritthalb Menschenalter reichen noch lange nicht hin, das von einer ruhmvollen Vergangenheit gehobene Nationalbewußtsein in einem Volke zu ersticken. Nach dritthalb Menschenaltern wandeln ja unter uns noch die Enkel, die Söhne, ja die leibhaftigen Gestalten jener Männer, die noch die letzten Strahlen der untergehenden Sonne Polens geschauet und in frischem Andenken bewahrt, und in ihnen und durch sie erhält sich die Tradition lebendig im Volke.

Seit sechzig Menschenaltern ist Israel verbannt aus seinem Vaterlande, und noch immer betet es täglich: „Baue wieder Jeruschalaim, die heilige Stadt!“ — „O, daß komme nach Zion der Erlöser!“

Und Polen, seit dessen Fall noch keine drei Menschenalter verflossen; Polen, das nicht bloß mit seinen Erinnerungen, nein, das mit allen

Wurzelfasern seines Seins und Bewußtseins in dem heimathlichen Boden wurzelt; Polen, das noch mit der ganzen ungetheilten, von keinem andern Elemente absorbirten Fülle seiner Kraft und Liebe sich anklammert an die wesenhafte Wirksamkeit seines Vaterlandes; Polen, das sich nicht gerade Rußland in die Arme zu werfen, sondern nur den andern verwandten Stämmen innig anzuschließen braucht, um riesenhaft zu erstarken: — Polen darf und wird nicht bloß beten, Polen muß und wird handeln. Denn wie wollet ihr es anfangen, seine lebendige Tradition, sein ewig waches Nationalbewußtsein, seine für ein selbstständiges Vaterland stets glühende Begeisterung und Liebe, auszutilgen, seine wachsende Kraft zu brechen; zumal jetzt, nachdem die glorreichen Märztage der offenen Tyrannei des Absolutismus und der Bureaokratie, der heimlichen Verfidie der Diplomatie den Lebensfaden abgeschnitten? Polen wird nie und nimmer aufhören, gegen euch zu agiren und zu conspiriren, euch allerwärts zu beunruhigen und zu schädigen. Mag sein, daß es in diesem ewigen Kampfe gegen euch am Ende sich selbst aufreißt; aber euch trifft nebst dem Schaden auch die Schmach. Denn das Weltgericht der Weltgeschichte wird erkennen, daß Polen nur einem natürlichen Drange, einer geschichtlichen Nothwendigkeit gefolgt, und wird sein Verdammungsurtheil nur über diejenigen aussprechen, die diese Nothwendigkeit geschaffen und mit eiserner Consequenz festgehalten.

Darum noch einmal: wollet ihr der endlich errungenen Freiheit in Frieden genießen, so gebt Polen frei! Öffnet ihm eine unabhängige Stellung neben und mit euch, wenn auch nicht ganz außer euch und ihr für euch. Wollet ihr es aber in seiner bisherigen unwürdigen Stellung in euch erhalten, so habt ihr es ewig gegen euch!

H. R.

Lamartine's Sturz.

Der Sturz Lamartine's ist eine von den Thatfachen in der politischen Geschichte Europas vom Jahre 1848, welche als warnendes Beispiel an den Thüren eines jeden Staatsmannes klopft, der

mit Phrasen, Versprechungen, Hintanhaltungen, ein gebildetes Volk zu regieren sich einbildet. Der französische Poet, der Geschichtschreiber der Girondisten ist ein bedeutendes schriftstellerisches Talent, Lamartine ist ein reiches Gemüth, welches die Leiden eines getäuschten Volkes tief empfindet. Als die französische Republik in den Februartagen proklamirt wurde, da brachte der Dichter Lamartine für die neue Staatsform kein anderes Material mit, als ein warmes Herz, einen redlichen Willen. Er dachte sich diese neue Republik als ein rein politisches Werk, weil er die sociale, kommunistische Tendenz des neuern französischen Geistes nicht innerlich durchlebt, weil er sie gar nicht verstanden. Dies beweiset seine noch vor den Februartagen ausgesprochene Ansicht über den Socialismus, welche Louis Blanc in seiner kleinen Schrift „über die Reform der Arbeit“ widerlegt hat. Die neue Republik Frankreichs war aber wesentlich socialer Natur. Die Kommunisten, welche die sociale Theorie auf die Spitze trieben, hatten auch ein Wort mitzusprechen, d. h. Kampf der französischen Republik mit dem Kommunismus war unvermeidlich. Dies verstand Lamartine nicht, dies versteht auch die neue Regierung nicht. Aber Lamartine unterlag nur seiner eigenen Kurzsichtigkeit, er unterlag seiner Ansicht, daß der Kommunismus etwas von vorne herein unberechtigtes in Frankreich ist. Aber Fourier, Saint-Simon, Proudhon, diese haben nicht umsonst geschrieben, auch Cabet, Louis Blanc haben nicht vergeblich gewirkt. Der Kampf der Gesellschaft muß ausgekämpft, durchgeföhren, aber nicht durch das Bajonett entschieden werden wollen.

Der 15. Mai hat Lamartine gestürzt.

Aber Lamartine war kein politischer Charakter, er war nie consequent.

Proudhon* hat im Jahre 1846 folgende denkwürdige Dinge über Lamartine gesagt.

Einem Manne, einem Zeitgenossen ist es ver-lieben, wechselsweise die entgegengesetztesten Ideen, die verschiedenartigsten Tendenzen auszusprechen, ohne daß Jemand je es wagte, seinen Geist oder

* Siehe Proudhon, Philosophie der Staatsökonomie. Wigand's Ausgabe. 3. Lieferung. S. 98. F. 9.

seine Rechenschaft in Zweifel zu ziehen, ohne daß man auf seine Widersprüche anders antwortete, als indem man sie ihm vorwirft, was durchaus keine Antwort ist. Dieser Mann ist Herr de Lamartine.

Christ und Philosoph, Monarchist und Demokrat, vornehmer Herr und Mann des Volkes, Conservativer und Revolutionär, ein Apostel der Ahnungen und Klagen, ist Herr de Lamartine der lebendige Ausdruck des neunzehnten Jahrhunderts, die Personification dieser Gesellschaft, die zwischen allen Extremen hin- und hergezogen wird. Eine einzige, leicht zu erwerbende Sache fehlt ihm: das Bewußtsein seiner Widersprüche. Wenn sein Stern ihn nicht dazu bestimmt hätte, alle Antagonismen in sich darzustellen, und gewiß noch der Apostel der allgemeinen Versöhnung zu werden, wäre Herr de Lamartine das geblieben, als was er uns zuerst mit so großem Glanz erschien, der Sänger der frommen Ueberlieferungen und aller Erinnerungen. Aber Herr de Lamartine ist seinem Vaterlande die Erklärung dieses weiten Systems von Antimonien schuldig, deren Ankläger und Werkzeug er zu gleicher Zeit ist. Herr de Lamartine ist durch die Stellung, die er eingenommen, verdammt, und er würde gegen diese Verurtheilung, deren Quelle eine höhere ist, als die seiner widersprechenden Ideen, keine Berufung einlegen können. Herr de Lamartine, sage ich, ist verdammt unter der Wucht seiner Inconsequenzen, zu sterben, oder alle seine Hypothesen mit einander zu versöhnen. Könnte er doch endlich, wie die Braut des Hohenliedes, diese Unkenntniß seiner selbst verlassen, die seinem gereiften Geiste nicht mehr ansteht; könnte er doch die ganze Größe seiner Rolle begreifen, und die Wünsche derer erfüllen, die allein zu seinen Verirrungen Beifall klatschen können, weil sie allein das Geheimniß derselben besitzen. Er möge unter unsere Zelte kommen, der ehrliche Redner und große Dichter, und wir wollen ihm sagen, wer wir sind, und wollen ihm seinen eigenen Gedanken enthüllen: *Si ignoras te, egredere, et pasce hœdos tuos justa tabernacula pastorum!*

Proudhon hat richtig geurtheilt.

Jellinek.

Deutsche und Franzosen.

(Aus der Balance.)

In den Werkstätten der Menschheit finden wir zwei Völker, welchen die Vorsehung die Aufgabe gemacht zu haben scheint, die Arbeiten aller anderen Völker zu übersehen und zu leiten, ihnen ihr Tagewerk anzuweisen und ihren Sold auszahlend; es sind die Franzosen und die Deutschen. Den ersteren wurde die Leitung der praktischen Arbeiten, der Künste und Handverrichtungen, den anderen die Leitung der theoretischen Arbeiten, der Wissenschaften und Speculation anvertraut. Die Theorie ist furchtsam und zaudernd, die Ausübung ist unbedacht und vornehm, daher die Entzweiung zwischen ihnen; daher die Unverträglichkeit des deutschen Geistes und deutschen Gemüthes mit dem Geiste und dem Gemüthe der Franzosen; daher sind beide Völker, ob sie zwar mit den Grenzen sich berühren, doch durch einen unermesslichen Raum geschieden.

Es ist die Aufgabe der Franzosen, das alte baufällige Gebäude der bürgerlichen Gesellschaft zu zerstören und abzutragen; es ist die Aufgabe der Deutschen, das neue Gebäude zu gründen und aufzuführen. In den Freiheitskriegen wird Frankreich immer an der Spitze der Völker stehen; aber auf dem künftigen Friedenscongresse, wo sich alle Völker Europas versammeln werden, wird Deutschland den Vorsitz führen.

Die Geschichte Frankreichs und Deutschlands ist seit Jahrhunderten nur ein beständiges Bemühen, sich zu nähern, sich zu begreifen, sich zu vereinigen, sich in einanderzuschmelzen; die Gleichgiltigkeit war ihnen immer unmöglich, sie müssen sich hassen oder lieben, sich verbrüdern oder sich bekriegen; das Schicksal weder Frankreichs noch Deutschlands wird nie einzeln festgesetzt und gesichert werden können.

Die alterreifen Männer beider Länder sollten sich bemühen, die junge Generation Frankreichs mit der jungen Generation Deutschlands durch eine wechselseitige Freundschaft und Achtung zu verbinden. Wie schön wird der Tag sein, wo die Franzosen und die Deutschen auf den Schlachtfeldern, wo einst ihre Väter sich unter einander

gewürgt, vereinigt niederknien und, sich umarmend, auf den gemeinschaftlichen Gräbern ihre Gebete halten werden.

Die unwandelbare Freundschaft und der ewige Friede zwischen allen Völkern, sind es denn Träume? Nein, der Haß und der Krieg sind Träume, aus denen man einst erwachen wird. Welchen Jammer hat nicht die Liebe des Vaterlandes schon der Menschheit verursacht! Wie viel hat diese lügnerische Tugend nicht an wilder Wuth alle anerkannten Laster übertroffen! Ist der Egoismus eines Landes weniger ein Laster als der eines Menschen? Hört die Gerechtigkeit auf eine Tugend zu sein, sobald man sie gegen ein fremdes Volk ausübt? Eine schöne Ehre, die uns verbietet, uns gegen unser Vaterland zu erklären, wenn die Gerechtigkeit ihm nicht zur Seite steht!

Ich liebe Deutschland mehr als Frankreich, weil es unglücklich ist, und Frankreich nicht; im übrigen bin ich so viel Franzose als Deutscher. Was mich betrifft, so war ich, Gott sei Dank, nie ein Tölpel des Patriotismus; dieser Köder des Ehrgeizes, sei es der Könige, sei es der Patrizier oder der Völker, hat mich nie gefangen.

Das gesellige und geistige Leben der Deutschen leidet an Uebeln und wird von Bekümmernissen gestört, welche die Franzosen nie gefühlt noch begriffen, oder die sie nicht mehr fühlen und vergessen haben. Dieser Umstand könnte unsere Bemühungen zuweilen aufhalten und unsere Lage sehr peinlich machen. Die Nationen sind nicht weniger Egoisten als die Individuen; sie achten gewöhnlich nicht viel auf die Leiden anderer Völker und langweilen sich bald bei ihren Klagen. Sie sind aller Zeit bereit, ihre eigene glückliche Lage ihrem Muth, ihrer Beharrlichkeit, ihrer Geschicklichkeit zuzuschreiben und das Mißgeschick der andern Völker deren Schwäche, Unbeständigkeit oder Tölpelerei. Vielleicht würde man in Frankreich jetzt veraltet finden, gegen den Adel zu eifern oder seiner zu spotten; man könnte vielleicht die Klagen der Deutschen über ihre geheime Criminaljustiz, ihre dumme Censur und über die unverschämten Beleidigungen, welchen ihre persönliche Freiheit jeden Augenblick bloßgestellt ist, sehr verdrießlich finden.

Sollte mir das begegnen, sollte mir unglück-

licherweise nicht gelingen, die Sympathie der Franzosen für mein Vaterland zu gewinnen, dann würde ich mich an ihren Vortheil wenden, indem ich ihnen zeigte, daß ihre Freiheit und ihr Glück nur unsicher sind, so lange nicht auch die Freiheit und das Glück Deutschlands festgestellt sind, und daß die Säule der französischen Freiheit nicht auf dem Plage der Bastille, sondern an den Ufern der Elbe einen festen Grund finden wird.

Deutschland bildet die Gebirgskette, welche die Civilisation von der Barbarei, die Franzosen von den Kosaken trennt. Frankreich liebt die Republik nicht, man sagt es; aber gewiß liebt es noch weniger die Kosaken, und es hat zu viel Ehrgefühl, um nicht selbst die blutige Beredsamkeit eines Danton der unverschämten Rhetorik eines gekrönten Hettmanns vorzuziehen. Nun wohl! Deutschland allein kann Frankreich von der traurigen Wahl zwischen dem populären und monarchischen Despotismus retten; aber unglücklicherweise wurde diese Lage der Dinge von den Franzosen jeder Meinung und jeder Partei seit fast fünfzig Jahren verkannt. —

Frankreich und Deutschland vereinigt, können Alles vollbringen und Alles verhindern. Ein Krieg zwischen Rußland und England könnte niemals ernstlich den Frieden Europas stören, so lange Frankreich und Deutschland neutral bleiben, und weder England noch Rußland könnten für Frankreich gefährlich werden, wenn ihnen nicht Deutschland Beistand leistete. Von der Einigkeit Frankreichs und Deutschlands hängt also nicht bloß ihr eigenes Wohl, sondern auch das Schicksal ganz Europas ab.

Frankreich, welches sich seit bald fünfzig Jahren belustigt, die Welt wie einen Kreisel umherzupeitschen, hat wohl das Recht, jedes Volk, das ihm sein Bedürfniß anbietet, zu fragen: Was habt Ihr zu Stande gebracht? Wozu könnt Ihr uns nützen? Welche Hilfe bringt Ihr? Welche Bürgschaft leistet Ihr uns? In Wahrheit zu reden, Deutschland hat seit drei Jahrhunderten nichts gethan, und es hat Alles geduldig ertragen, was ihm Andere haben anthun wollen. Aber eben darum haben Arbeiten, Leidenschaften und Genüsse, die jungfräulichen Herzen und die keuschen Geister Deutschlands noch nicht erschöpft; sie

bildet die Reserve der Freiheit und wird ihren Sieg entscheiden; sein Tag wird kommen, und um ihn zu wecken, braucht es nur sehr wenig. Ein Moment guter Laune, ein Lächeln des Zufalls, etwas Himmelsthan, einen Eisbruch, einen Narren mehr oder einen Narren weniger, ein Nichts; das Glückchen eines Maulthiers ist genug, die Lawine fallen zu machen. Alsdann wird Frankreich, welches sich über nichts mehr verwundert, dieses Frankreich, welches in drei Tagen das mühsame Werk eines Jahrhunderts aus dem Stegreife vollbracht und aufgehört hat, sich über sich selbst zu erstaunen — es wird sich über das deutsche Volk erstaunen, und dieses Erstaunen wird nicht bloß Ueberraschung sein, sondern Bewunderung. Frankreich sollte endlich Deutschland, diese Quelle seiner Zukunft, kennen lernen; es sollte sich endlich überzeugen, daß es sich nicht selbst genug und nicht alleiniger Herr seines Schicksals ist. Für die Freiheit kämpfen, das heißt noch nicht frei sein, das heißt nur zeigen, daß man der Freiheit würdig sei. Ein Volk, das Tag und Nacht seine Freiheit bewachen muß, ist nicht frei, wie ein Mensch, der auf seine Gesundheit Acht haben muß, nicht gesund ist. Frankreich hat in weniger als fünfzig Jahren das Leben von fünf Jahrhunderten verbraucht; es ist groß und bewunderungswürdig, aber sein Ruhm hat keine Früchte getragen.

Frankreich hat Deutschland immer falsch beurtheilt, und was schlimmer ist, es hat gar nicht beurtheilt, es hat sich nicht darum bekümmert. Deutschland hingegen hatte immer die Augen auf Frankreich gerichtet, ohne es darum besser zu begreifen. Anfänglich war es die Bewunderung, dann der Haß und in der letzten Zeit eine Art höchst lächerlicher Geringschätzung, die sein Urtheil blind gemacht. Die Deutschen, welche niemals vorwärts gehen, kommen nie in die Lage, umkehren zu müssen, und jetzt werfen sie den Franzosen vor, daß sie so oft Rückschritte machten! — Für jeden redlichen Mann ist es eine Qual, durch die Wahrheit gezwungen zu werden, von seinem Vaterlande übel zu sprechen; die Landsleute, die Fremden selbst sehen darin nur eine strafbare Verätherei. Allein hören Freimüthigkeit und Unparteilichkeit auf, Tugenden zu sein, sobald man

sie auf einen Gegenstand seiner Liebe wendet? Die Deutschen haben, seit sie Frankreich mit Erfolg bekämpft, eine Nationaleitelkeit bekommen, von der sie früher frei waren. Der Nationalempfindlichkeit der Franzosen ging wenigstens der Ruhm voraus; ohne Zweifel wird der Ruhm auch einst den Deutschen nicht fehlen, aber bis heute haben sie noch nicht genug gethan, um sich der Zuversicht hinzugeben, daß man nicht ihr stolzes Selbstgefühl für Einbildung nehmen werde. Indem es Frankreich besiegte, hat Deutschland nur ein Joch von ausländischem Holze gegen ein Joch von inländischem Holze vertauscht und den glänzenden Despotismus Napoleons gegen die Scheidemünze seiner armseligen Zwergtirannen gewechselt. Und dann, ist nicht eine jede Nationaleitelkeit etwas Kindisches, ja selbst Unsinniges? Ein einzelner Mensch kann entschuldigt werden, wenn er gegen das, was man von ihm denkt und spricht, sich empfindlich zeigt; denn der Einzelne gilt nur so viel er geschätzt wird; da aber der Preis einer Nation immer ihrem wirklichen Werthe gleich kömmt, so ist die Eitelkeit von ihrer Seite ganz nutzlos und nichts als Einfältigkeit. Uebrigens wäre es leicht zu beweisen, daß oft, was die verschiedenen Völker Großes gethan, nur durch ihre Führer zu Stande gekommen, und was andere Völker erduldet, sie nur wegen ihrer Tugenden erlitten. Es ist also in jedem Lobe eines Volkes etwas, seine Zufriedenheit zu mäßigen, und in jedem Tadel etwas, die Beschämung zu versüßen. —

Indem wir Deutschland und Frankreich zu vergleichen gedenken, haben wir keineswegs die Absicht, die überlegenen oder untergeordneten Eigenschaften des Einen oder des Anderen darzuthun, denn das führte zu nichts. Man hat die Gewohnheit, Menschen und Völkern Moral zu predigen, als wäre ihnen möglich, ihren Charakter zu ändern; aber in Wahrheit ist das unmöglich. Weder die Individuen noch die Nationen können alle Tugenden vereinigen; es giebt Tugenden, die unvereinbar, es giebt gewisse gute Eigenschaften, die nothwendig mit gewissen Fehlern verbunden sind. Das aber ist die wahre nützliche Aufklärung, die man den Völkern geben kann: ihnen zu zeigen, wie sie in außerordentlichen Fällen, wo sie zum Handeln oder zum Widerstehen gute oder

schlimme Eigenschaften, die ihnen selbst fehlen, nöthig hätten, dieselben bei fremden Völkern suchen und zum Besten gebrauchen sollen.

Frankreich und Deutschland müssen, um mächtig und unabhängig zu sein, einander ihre Kräfte leihen und eines von dem anderen abhängen. Die Dienste, welche sie sich wechselseitig zu leisten haben, sind leicht festzusetzen. Im Allgemeinen herrscht bei den Franzosen der Verstand (le caractère), bei den Deutschen der Geist vor; es kömmt also letztern zu, zu unterscheiden, was man zu thun, den Andern, wie man es zu vollbringen habe.

Ludwig Börne.

Der constituirende Reichstag.

„Ein Flügelschlag — und hinter uns Aeonen.“
Göthe.

Das Grundgesetz eines Staates soll der Ausdruck der politischen Gedanken des Volkes sein. Je genauer dieser Ausdruck mit dem politischen Volkseiste zusammenstimmt, desto gelungener muß man die Constitution nennen, und desto heilsamere Folgen kann man von ihm erwarten. Darin liegt eben der Vorzug des von einer constituirenden Versammlung geschaffenen Staatsgrundgesetzes, daß es schon der Form des Entstehens nach sich als das Ergebnis der politischen Gedanken-Entwicklung des Volkes darstellt.

Dieser erste Rechnungs-Abschluß, welcher die Summe der vorhandenen politischen Gedanken an den Tag fördert, kann aber ebenso wenig als etwas Unwandelbares angesehen werden, als auch die politische Entwicklung nicht dieselbe bleibt. Es werden von Zeit zu Zeit weitere Rechnungsabschlüsse gemacht werden, welche zeigen, ob sich der Reichtum der politischen Volksbildung vermehrt oder vermindert hat.

Das wichtigste unter den Werken parlamentarischer Thätigkeit ist unzweifelhaft das einer constituirenden Versammlung. Mit den Debatten über die höchsten politischen Fragen werden die Schlacken der Vergangenheit abgeworfen; es schält

sich allgemach ein Kern von Einsicht und Gesinnung los, der, obgleich nicht unveränderlich, doch mehr oder weniger die Lebenskraft des Staates bestimmt.

Wenn wir nun schon überhaupt wünschen, daß das Ergebnis zeige, die politische Bildung in Deutschland habe in kurzer Zeit große Fortschritte gemacht, so fühlen wir uns insbesondere gedrungen, die Vertreter aufzufordern, daß sie sich gleich und mit einem Male auf die Höhe der Zeit stellen und nicht durch zaghaftes Zurückbleiben die Erwartungen täuschen. Die Geschichte giebt uns als eine Erfahrung aller Zeiten, daß das unzeitgemäße Anhalten die politischen Bewegungen immer weit über das vorgesteckte Ziel im ungestümen Fortschrittsdrange hinausriß. Wer jetzt noch immer glaubte, auf der politischen Rennbahn im bedächtigen und zögernden Paßgang dahin rollen zu können, dem müßten die Thatsachen der Geschichte der Gegenwart als unverstandene Erscheinungen vorübergegangen sein.

Es giebt schöne und große Vorbilder der Freiheit, durch deren Anblick sich das Auge an den neuen Glanz gewöhnen kann. Diese mögen sich die Vertreter des Volkes gegenwärtig halten und nicht etwa engherzige provinzielle Anschauungen, unverständige Mandate, eigensüchtige Bitten, oder eitle Forderungen überspannter nationaler Regung.

Wir verkennen nicht die Schwierigkeiten des zu vollbringenden Werkes, aber die wahre Vaterlandsliebe wird sie zu überwinden im Stande sein, sie wird den Weg weisen zwischen der starren Unbeweglichkeit und der leichtfertigen Nachgiebigkeit, sie wird das im großartigsten Style gebaute Staatsschiff durch die Brandung zwischen den dräuenden Klippen hindurch lenken.

Und wenn es gelungen sein wird, dann können wir uns beglückwünschen. „Ein Flügelschlag — und hinter uns Aeonen“ die deutschen Völker haben die politische Taufe empfangen, sie sind politisch lebendig, und ihre Lebendigkeit hat sich gestaltend erwiesen; sie werden sich staatlich-organisch fort und fort gestalten.

Wir theilen nicht die Ansicht, daß eine octroirte Verfassung aus dem Grunde nichts taue, weil sie ein Geschenk sei, und als solches zurückgenom-

men werden könne. Vielmehr erachten wir, daß die aus einer constituirenden Versammlung hervorgegangene Verfassung deshalb größere Bürgerschaft des Bestandes biete, weil sie aus dem Geiste des Volkes, vor seinen Augen entsprungen, in das Fleisch und Blut des Volkes übergeht, so daß die Verfassung des Volkes Geist, und das Volk der lebendige Leib der Freiheit genannt werden kann. Das Volk hat nicht bloß die Verfassung, es ist vielmehr constituirt; was es ist, kann nur mit ihm selbst zu Grunde gehen, während das, was es hat, dem Angriffe der Gewaltthätigen ausgesetzt ist. Darum legen wir einen Werth auf das Werk der constituirenden Versammlung. Wenn es sich nur um die Form des Geschenkes handelte, könnten wir es eben so hoch nicht achten. Denn einem Volke, dem seine Freiheit genommen werden kann, dem wird sie genommen, sei sie pactirt oder octroirt; wo hat je ein Despot, sei er auf dem Throne oder im niedern Hause geboren gewesen, sich bei Ulpian oder Gajus angefragt, ob er nicht etwa ein Vertragsrecht verlege, indem er eine Verfassungs-Urkunde mit dem Schwerte zerhaut? Nicht in der Vertragsform liegt also die Bürgerschaft des Bestandes, sondern darin, daß sie aus dem Geiste des Volkes geboren, Fleisch und Blut des Volkes beseele; daß sie als des Volkes selbstbewußte politische Lebenskraft ihm selbst heilig sei; denn was ihm nicht heilig ist, das ist auch niemand Anderm heilig. Wehe dem aber, wer anrührt, was ihm heilig ist. Das Werk seiner eigenen Vertreter wird ihm aber heilig sein. Das Volk wird das Gesetz, welches aus ihm selbst organisch sich entwickelt hat, achten, und nicht selbst einen Riß machen durch Zwang oder Gewalt in sein eigenes Leben. Und so lange jeder Bürger mit unerschütterlicher Achtung vor dem Gesetze als ein treuer Wächter der Freiheit steht, so lange kann man dem Volke seine Freiheit nicht nehmen.

B. 3.

Swiftiana.

Das Chamäleon, dem man nachsagt, daß es von nichts als Luft lebe, hat von allen Thieren die flinkste Zunge.

* * *

Ich habe manche Menschen von guten Eigenschaften gekannt, die Andern sehr förderlich, aber sich selbst unnütz waren — wie ein Sonnenweiser an einer Haus-Fronte Vorübergehenden und Nachbarn Auskunft giebt, aber nicht dem Besitzer drinnen.

* * *

Wenn Einer alle seine Meinungen über Leib, Politik, gelehrte Sachen, registriren wollte, von seiner Jugend an, und so fort bis in sein hohes Alter, welches ein Bündel von Inconsequenzen und Widersprüchen würde da endlich zum Vorschein kommen!

* * *

Wenn Einer die Candidatenwahl unserer heutigen Damen bei Vertheilung ihrer Gunstbezeugungen beobachtet, kann er sich wohl einiger Verehrung für das Andenken jener von Xenophon (ein Buch von der Reitkunst) erwähnten Stuten erwehren, die, so lange sie ihre Mähnen hatten (d. h. noch jung und schön waren), niemals die Umarmung eines Esels zuließen.

* * *

Das frische Project, unsere Bedürfnisse durch Ausholzung unserer Begierden zu befriedigen, heißt soviel als: sich die Füße abzuhacken, wenn man keine Schuhe hat.

* * *

Der Grund, warum so wenige Ehen glücklich sind, ist, weil die jungen Damen ihre Zeit mit Neg-Stricken, statt Käfig-Machen zubringen.

* * *

Ehrgeiz treibt oft die Menschen so weit, daß sie die niedrigsten Dienste thun. So wird das Klettern in derselben Stellung ausgeübt, wie das Kriechen.

* * *

Bemißredet werden ist die Steuer, die Einer dem Publikum für seine Trefflichkeit entrichtet.

* * *

Die Motive, selbst zu den besten Handlungen, vertragen keine allzustrenge Untersuchung. Man giebt zu, daß die Beweggründe der meisten Handlungen, guter wie böser, sich auf die Liebe zu

uns selbst zurückführen lassen. Aber die Selbstliebe einiger Menschen treibt sie an, Andern wohlzuthun, und die Selbstliebe anderer Menschen beschäftigt sich lediglich damit, nur sich wohlzuthun. Dies macht eben den großen Unterschied zwischen Tugend und Laster aus. Religion ist das beste Motiv aller Handlungen, und doch giebt man zu, daß eben die Religion das höchste Beispiel von Selbstliebe ist.

* *

Auf wie schwachem und trüglichen Boden wandeln wir öfters, mit dem stolzesten Dünkel und Selbstvertrauen, und wie schwankend und zweifelvoll sind wir oft, wo es gar keinen Zweifel geben kann! Ferner, welches wild zudringliches, geschäftig sich widersprechendes Ding ist die Eibildungskraft selbst in den Besten und Weisesten! Dergestalt, daß man von jedem Menschen sagen könnte: er ist toll, obgleich es nicht jeder sich merken läßt.

* *

Prinzen in ihrer Kindheit, in ihrem Knaben- und Jugendalter wird nachgerühmt, daß sie Wundergaben und einen Geist verriethen, um Dinge zu sagen, die überraschen, die erstaunen machen. Sonderbar: so viele hoffnungsvolle Prinzen, und so viele schmachvolle Könige! Wenn es ihr Schicksal war, jung zu sterben, würden sie Wunder der Weisheit und Tugend geworden sein; wenn sie leben, sind sie dann freilich auch oft Wunder, aber von einer andern Art.

* *

Wenn sich die Leute von Geist und Genie entschließen wollten, in ihren Werken nie über Kritiker und Verkleinerer zu klagen, würde das nächste Geschlecht gar nicht wissen, daß sie je welche gehabt haben.

* *

Im Pausanias steht eine Geschichte von einem verrätherischen Anschlag auf eine Stadt, der durch das Geschrei eines Esels entdeckt worden. Gänse-Sackern rettete das Capitolum, und Catilina's Verschwörung wurde durch eine Hure verrathen. Dies sind, soweit ich mich entsinnen kann, die einzigen in der Geschichte als Zeugen und Angeber berühmten drei Thiere.

* *

Ein Bahn-Grundsatz, den Manche als ihren Lebensführer an die Stelle des Gewissens setzen, ist, was die, welche darauf Anspruch machen, Ehre nennen. — Dies Wort wird oft zur Bekräftigung eines Eides gebraucht; es gilt für eine große Empfehlung, ein Mann von strenger

Ehre zu sein; und man nimmt insgemein an, daß ein Mann von Ehre sich niemals einer niedrigen Handlung schuldig machen könne. So reden gewöhnlich Kriegsleute, Personen von großen Titeln und Andere, die auf Geburt und Rang Anspruch machen. Nun ist allerdings wahr, daß in alten Zeiten die allgemeine Meinung galt: die Ehre sei ein Lohn der Tugend; aber wenn solche Ehre, wie heutzutage Brauch ist, einem Menschen nicht erlauben soll, niedrige Handlungen zu begehen, so muß man bekennen, daß es überall wenig solche Dinge in der Natur giebt, wie niederträchtige Handlungen. Kein Mann von Ehre, wie man dies Wort gewöhnlich versteht, hat noch je behauptet, daß seine Ehre ihn keusch oder mäßig zu sein, seine Gläubiger zu bezahlen, seinem Vaterlande zu nützen, der Menschheit wohlzuthun, sich um Weisheit oder Wissenschaft zu bemühen, sein Wort, Versprechen oder Schwüre zu halten verpflichte: oder, besitzt er ja eine oder die andere dieser Tugenden, so waren sie immer aus dem Katechismus der Ehre erlernt, der lediglich zwei Gebote enthält: die pünktliche Bezahlung der Schulden, die man am Spieltische gemacht hat, und das richtige Verständniß der verschiedenen Grade einer Beschimpfung, in der Absicht, nur durch den Tod eines Feindes sich dafür rächen zu können.

* *

Ich habe zuweilen bedacht: wenn ein Mensch die Gabe des zweiten Gesichts zum Lügen-Sehen hätte (wie sie in Schottland zum Geistersehen haben), wie wunderbar er sich amüßren könnte mit Beobachtung der verschiedenen Formen, Figuren und Farben jener Lügen-Schwärme, die manchen Leuten um die Köpfe summen, wie Fliegen im Sommer um Pferde-Ohren, oder auch jener Legionen, die dicht bis zur Luft-Verfinsternung, jeden Nachmittag in der Börsen-Allee, oder über einem Club mißvergnügter Großen flattern, von wo sie dann schiffslastenweis versandt und bei den Wahlen der Parlamentsglieder ausgestreut werden. In einem wesentlichen Punkte jedoch unterscheidet sich ein politischer Lügner von andern der Gilde: daß er nämlich nur ein kurzes Gedächtniß haben muß; was nöthig ist, je nach den verschiedenen ihm stündlich vorkommenden Anlässen von sich selbst abzuweichen, und beide Seiten eines Widerspruchs zu beschwören, wie er nun gerade die Leute, mit denen er zu thun hat, gestimmt findet. Bei Beschreibung menschlicher Tugenden und Laster ist es zweckmäßig, für jeden Artikel eine hervorragende Person im Auge zu haben, von der wir unsre Beschreibung copiren. Ich habe diese Regel genau beobachtet, und eben in diesem Augenblick

vergegenwärtigt mir meine Einbildungskraft eines gewissen hohen Mann (Lord Wharton, den Verres von Irland), den dieses Talent berühmt gemacht hat, dessen beharrliche Ausübung er seinen Ruf des zur Führung delikater Geschäfte fähigsten Kopfes in England verdankt. Die Ueberlegenheit seines Genies besteht in nichts Anderm, als einem unerschöpflichen Fond politischer Lügen, die er jede Minute, während er spricht, in Fülle austheilt, mit beispiellosem Grobfinn vergift, und folglich in der nächsten halben Stunde ihnen widerspricht. Er fragte noch nie darnach, ob eine Angabe wahr oder falsch, sondern nur, ob es in der gegenwärtigen Minute und Gesellschaft rathsam sei, sie zu bejahen oder zu verneinen; so daß, wenn ihr ihn auch etwa an Freiheit zu überbieten gedächte, mittelst Deutung aller seiner Reden — wie wir mit Träumen thun — in's Gegentheil, Ihr nach wie vor im Dunkeln tapptet, und Euch gleichmäßig betrogen fändet, Ihr mögt nun glauben oder nicht. Die einzige Rettung ist, daß Ihr annehmt, Ihr hättet nur unartikulirte Töne ohn' irgend einen Sinn gehört: und dies wird Euch auch noch außerdem den Schauder ersparen, der Euch so leicht bei den Schwüren überfallen könnte, womit er in Einem fort beide Enden jeder Behauptung zu spicken pflegt. Wiewohl man ihn, glaub' ich bei alledem, nur mit großem Unrecht des Meineids beschuldigen würde, wenn er Gott und Christus dazu anruft, da er der Welt oft öffentlich und ehrlich zu erkennen gegeben, daß er an Keinen von Beiden glaubt. — Manche Leute glauben nun wohl, daß eine solche Vollkommenheit, wie diese, ihrem Inhaber oder seiner Partei von keinem großen Nutzen sein könne, nachdem sie oft ausgeübt und ruchbar geworden sei. Aber da irren sie weit. Wenige Lügen tragen den Stempel ihres Erfinders, und der verruchteste Wahrheitsfeind kann tausende davon verbreiten, ohne als Vater davon erkannt zu werden. Zu dem, wie der schlechteste Schreiber seine Leser hat, so der größte Lügner seine Glauber. Und oft geschieht es, daß, wenn eine Lüge auch nur eine Stunde lang geglaubt worden ist, sie ihren Zweck erfüllt hat, und man nicht weiter ihrer bedarf. Falschheit siegt, und Wahrheit kommt hinkend hinterdrein; so daß, wenn endlich die Leute erwachen, es schon zu spät, der Scherz vorbei ist, und das Märchen seine Wirkung gethan hat: wie Einer, dem eine gute Antwort einfällt, wenn das Gespräch schon längst eine andere Wendung genommen, oder die Gesellschaft sich getrennt hat; oder wie ein Arzt, der ein unfehlbares Heilmittel findet, nachdem der Kranke verschieden ist.

Der Pilger.

Ein Roman aus dem Holländischen

von

Hazenbroek.

Frei übersetzt von W. G.

(Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel.

Auf den Sturm, welchen Israeli's Seele überstanden hatte, folgte Gleichgültigkeit; sogar seine Liebe schlummerte. Stundenlang konnte er sich in solche Gedanken versenken, die unbestimmt und den Träumen ähnlich waren; und, wenn Otti-liens Bild ihm erschien, war es in einer Ferne, und eine heimliche Nacht hinderte ihn, diese zu überschreiten.

So wie jedes Licht im Dunkel, so schien auch Lea's Glauben stärker und heller, je mehr er mit der Düsterei in Berührung kam, welche in Israeli's Seele herrschte; aber die Nacht in seinem Innern war noch tiefer als die, welche jeden Abend auf das Erdreich sinkt; kein Tag wollte nach derselben anbrechen. Eifrig benutzte Lea die Gelegenheit, welche ihr durch sein Vertrauen geschenkt war, um mit ihm unaufhörlich über das zu sprechen, weshalb er litt, und manches Mittel wandte sie an, um ihn zu dem aufrichtigen, demüthigen Glauben an die gute Absicht des Herrn zurückzuführen, welche ihn beseelte. Alles war umsonst; zwar hörte Josua wohl, aber ohne daß er sich überzeugen ließ. Aber das ist das Kennzeichen des Glaubens, daß er eben so geduldig als feurig ist, eben so standhaft als glühend, eben so zum Leiden bereit als kräftig. Jeden Morgen betete Lea, der Herr möchte ihr als einem schwachen Reis Kraft verleihen, um diese Eiche zu stützen; und obgleich sie jeden Abend erfuhr, daß ihre Hände zu zart und zu schwach waren, um den Berg von Josua's Zweifeln zu versetzen, verzweifelte sie doch nicht, sondern fuhr als eine ächte Tochter Abrahams fort und hielt an im Gebet. Als eine wahre Glaubensheldin blieb sie fest versichert, daß Gott sie einmal erhören würde, sie hoffte und wartete demüthig die Zeit ab, da der Herr seiner Magd die Erfüllung gewähren würde, um welcher willen sie ihm unaufhörlich

ihre Gebete darbrachte. Zuweilen stärkte sie sich damit, daß sie die Geschichte ihrer Mutter Hanna las; dann trug sie dreister ihr engelreines und uneigennütziges Verlangen dem Himmel nochmals vor.

„Laß mich das Heil sehen, Herr, und dein Jerusalem,“ so bat sie, „und nimm mich auf in deinen Frieden!“

Wie würde das für Josua sonderbar geklungen haben: Lea, die noch um Frieden bat! Für ihn galt doch das zarte, fromme Mädchen als der Frieden selbst in menschlicher Gestalt. Wenn sie so auf ihn blickte, während sie über ihre ewige Hoffnung sprach, schienen ihre schönen Augen noch heller; Frohsinn sprach daraus und so viel himmlische Ruhe; er mußte fortwährend darüber erstaunen, und je mehr das schöne Bild Ottiliens in den Hintergrund seiner Seele trat, desto mehr kam die reine, bescheidene Lea in seiner Einsamkeit seinem Geiste nahe.

So vergingen einige Tage in scheinbarer Ruhe, aber bald wurde sie wieder gestört. An einem Tage, als Israeli von einem Spaziergange längs der Naamgracht nach Hause zurückkehrte, kam es ihm in den Sinn, daß hier irgendwo der Maler wohnen mußte, der das Bildniß der Fräulein von Waldemar malte; das Verlangen, die geliebten Züge wenigstens im Bildnisse wieder zu sehen, wurde plötzlich dringend und unwiderstehlich lebendig in seiner Seele. In seinem Taschenbuch suchte er nach der Nummer des Hauses, wo der Künstler sich aufhielt, und bald stand er vor demselben. Auf einer Bank an der Thür saß eine hübsch gekleidete Bürgerfrau, die Erdäpfel in ein hölzernes Gefäß schälte; an ihrer Seite stand ein Mädchen mit klappernden Stricknadeln, die Arme und Hände bewegten sich, um wollene Socken zu stricken. Davor kroch auf Händen und Füßen ein kleines Kind, stets bemüht, mit den kleinen Händen in den Ritzen der Steine auf der Straße zu spielen, während der Haushund ruhig davor lag und dieses Spiel anstarrte. Als der fremde Herr nahte, sprang das Thier blaffend auf und stellte sich vor das Kind, gleichsam um seinen Liebling zu beschützen; das Knäblein sah auf, und Josua erkannte gleich an den scharfgezeichneten

Zügen vom Gesichte des Kindes einen Sohn seines Volkes.

„Wohnt hier der Herr Morrha, Frauchen?“ fragte er die Mutter des Kindes.

Als die Frau seine Stimme hörte, sah sie ein wenig erschrocken auf. „Ich habe nichts verlangt, lieber Herr, sicher nichts!“ sagte sie hastig.

„Hört Ihr nicht, was ich fragte?“ antwortete Israeli, ohne nach dem Sinne ihrer Worte zu forschen. „Ich fragte, ob der Herr Morrha hier wohnt.“

Wenn Sie den Maler meinen, ja wohl, mein Herr! Aber ich sehe wohl, daß der Herr mit nicht glaubt, und daß er meint, ich wäre noch einmal gegangen an dem Christenhause zu betteln, wo mir der Herr an jenem Abend das große Geldstück gab, von dem ich so lange gelebt habe. Aber so wahr Gott lebt, mein Herr, sie hat mich selbst auffuchen lassen, die junge Dame.“

„Welche junge Dame?“ fragte Israeli, mehr um den Namen zu hören, als weil er nicht verstanden hätte, wer gemeint war.

Die Frau sah ihn mit dem schlauen Blick ihres Volkes an. „Sie kannte sie,“ sprach sie, „und sie fragte mich nach Ihnen, wo Sie zu Haus gehörten, was Sie thäten und wer Ihre Eltern wären.“

„Wenn, sagt mir, wenn war das?“ gebot Josua.

„Lassen Sie sehen; es war am Morgen darnach, als Sie den Christenknaben aus dem Eise gerettet hatten. Am Nachmittag kam ihr Diener in unsere Straße und suchte mich überall, dann befahl er mir am folgenden Tage zu der jungen Dame zu kommen. Sie fragte mich nach Ihnen, aber ich wußte nur, wo Sie wohnten. Moses, mein Söhnchen, war Ihnen gefolgt, als Sie triefendnaß das Eis verließen; aber dies war genug. Schnell hatte ich Alles erforscht, und berichtete ihr, daß Sie wirklich zu unserm Volke gehörten. Noch sehe ich, wie ihre schwarzen Augen funkelten, als sie es hörte, und wie plötzlich ihr Gesicht purpurroth wurde gleich ihrem köstlichen seidnen Kleide, das sicher wohl hundert Gulden werth war; denn so viel traue ich mir sicher daraus zu lösen, wenn sie nur wollte.“

„Und dann?“ fragte Josua dringend.

„Und dann, ja dann war es so weit aus. Sie biß sich mit den Zähnen, die weiß sind wie Perlen, in ihre Lippen, und sagte, ich könne gehen. Aber hernach bedachte sie sich und rief mich zurück; sie befahl mir, Ihnen nicht zu sagen, daß sie mich aufgesucht habe, und versprach mir, sie wollte für mich sorgen. Sie hat treulich Wort gehalten, denn sie brachte mich in dieses Häuschen und gab mir das Nöthige. Ich habe Ihnen alles dies nur gesagt, weil ich besorgte, Sie möchten denken, ich habe das Wort verlegt, daß ich einem Manne von meinem eigenen Blut gegeben hatte.“

„Und Ihr habt das an der gethan, die Gure Wohlthäterin ist.“

„Nun sicher, es war mehr um ihrer dunkeln als um meiner klaren Augen willen, daß sie mir half. Meinen Sie wohl, eine Jüdin lasse sich so leicht betrügen?“

„Ich meine, daß die Dankbarkeit eine Pflicht von Abrahams Kindern ist,“ sagte Josua strenge. „Ich will nun auch weiter von den Geheimnissen der jungen Dame nichts mehr hören; deshalb geht einmal meinethalben sehen, ob Herr Morrha zu Hause ist.“

„Zu Hause? Ach, der arme Mann wird nicht ausgehen,“ lautete die Antwort.

„Was fehlt ihm?“ fragte Israeli theilnehmend.

„Es wird wohl ein Lindwurm sein, denke ich,“ sagte die Frau, nach der Gewohnheit von Leuten niedrigen Standes, bei denen dem Lindwurm Alles zugeschrieben wird. „Das Frauchen spricht vom Sommer und von der freien Luft, aber es geht ihm wie einem alten Rocke, er wird immer dünner.“

„Ob ich ihn denn noch werde sprechen können?“

„O ja, warum nicht? er hat nichts weiter zu thun. Gehen Sie ruhig hinauf. Leib, zeige dem Herrn die Treppe.“ Das Mädchen, welches strickte, warf schnell ihren Strumpf nieder, und lief Israeli'n voraus in den langen Gang. „Hier ist die Treppe,“ sprach sie, und wies auf einige viereckige Breter, die an der Biegung der Wand hinaufließen — „erst kommen Sie an eine kleine Thür, hernach eine Stiege, und dann links herum ist das Zimmerchen, welches Herr Morrha bewohnt.“

Israeli folgte dem angewiesenen Wege. Da

er hinaufgestiegen war, kam er in das Portal, und hernach an die Stiege, auf welche etwas Licht vom Söller herabfiel, und es war ein Glück, denn sie ging steil empor. Der Kopf wurde dem Jüngling drehend, und er wartete einige Augenblicke, ehe er es unternahm, nach den Wolken emporzuklimmen. Eben als er anfing, dies zu thun, rief eine zarte Frauenstimme über die Lehne herüber: „Ist da jemand?“

„Ich wünschte, wenn es möglich wäre, Herrn Morrha zu sehen, liebe Frau!“ antwortete Israeli schnell. Man konnte es der Stimme anhören, daß sie sonst sich wohl anderswo befunden hatte, als auf dieser schwindelnden Höhe.

Ein Erröthen flog über das bleiche Gesicht, welches herunter sah, beim Hören der fremden Stimme. Es war ihr bange gewesen, die Hauswirthin möchte kommen, und sie wollte ihrem Mann einen Besuch sparen, der sich hauptsächlich auf seine ungünstigen Aussichten und über den geringen Miethpreis der kostbaren Wohnung beziehen möchte. Erst kürzlich war ein solcher Besuch da gewesen, und nach dessen Ende hatte der Mann gesagt: „Hättest Du wohl je gedacht, Florilla, als Du von dem Balkon Deiner Villa in die dunkelblaue Tiefe der See hinabsahst oder hinauf nach dem reinen, hellen Himmel, daß Dir das Glück noch bescheert sein würde, eine freie Aussicht auf rothe Dächer und verbrannte Schornsteine, nach einem Streifen Luft zu haben?“

„Sage lieber, ich hatte kaum denken können, wenn ich mein Bild im Golf suchte, daß ich jemals so frei sein würde wie jetzt, mich in Deinen Augen zu spiegeln, Giulio!“ — sprach sie fröhlich, und setzte sich liebkosend vor den Geliebten, ihn zärtlich anblickend. Sie hatte Recht; ihr Bild wurde wiedergegeben, aber durch etwas anderes, als durch seine Augen.

„Thränen,“ sprach sie strafend, „psui, mio amico, um der dummen Frau willen!“ Dabei schüttelte sie das lockige Köpschen, und machte, indem sie die Zunge nach dem Gaumen zog, jenen Ton, mit welchem eine Mutter ihren Liebling neckt. „Denke doch daran, daß Deine Flora, wie alle Blumen aus unserm theuren Süden, mehr Sonnenstrahlen brauchen, um zu leben, als Regentropfen, mi Amor!“

„Wohl denke ich daran, Flora, Eheuerste! O, daß ich es vergessen könnte,“ entgegnete er, und küßte auf einmal innig ihre großen Augen, ihre weiße Stirn, ihre seidnen Locken, die sich über ihn hinbogen. Ja, er war fleißig darin, auch jede einzelne Schönheit ihres lieben Gesichts mit den Lippen zu berühren, bis er an das Grübchen in dem runden Kinn kam. Ach, es war nun beinahe kein Grübchen mehr; er ließ bei dem Küssen einen Tropfen darauf niederfallen, und kaum hielt er sich noch darin, langsam glitt er hinab auf die lilienweißen Hände der jungen Frau, welche das Gesicht des Geliebten streichelten. Sie schüttelte den brennenden Tropfen mit der schelmisch reizenden Miene ab, welche bei den Franzosen une petite moue heißt; dann sagte sie: „Siehst Du, ich mache es wie meine Fuchsia, die die Feuchtigkeit abschüttelt, sobald deren Schwere das gebeugte Köpfchen zu sehr niederdrückt. Schlimmer Giulio! passe auf, ob die Sonne scheint!“ Sie lächelte, aber eine Thräne trat ihr in das schwarze Auge, es war ein freundlicher Strahl hinter dem schimmernden Schleier.

Giulio nahm die Liebliche auf seine Kniee, und scherzte, bis das Lächeln wiederkehrte auf ihrem Gesicht und das Grübchen auf ihren Wangen; aber viel kostete ihm der süße Scherz.

„Wehe Dir, wenn Du mich diesen Sommer nicht aus diesem engen Winkel hinaus in die freie Natur bringst!“ rief sie ihm noch durch die Spalte der Thür zu, ehe sie das Zimmer verließ. Als sie wiederkehrte, fand sie ihn eifrig an einem großen Gemälde arbeitend, an dem er lange wenig gethan hatte; Israeli trat mit der jungen Frau ein, die es erlaubt hatte; jener aber arbeitete weiter, ohne aufzusehen. Der Jüngling konnte so, ehe sein Eintreten bemerkt wurde, einen flüchtigen Blick auf das Gemach werfen, welches der Künstler bewohnte.

Es war klein, aber ziemlich nett, und vorzüglich freies Licht darin, wie er es nöthig hatte. Es war mit Geschmack meublirt, wenn auch etwas sonderbar. Ueber dem einfachen Rohrstuhl, welcher der Frau des Hauses anzugehören schien, hing eine Guitarre, reich mit Perlmutter und Gold verziert; die weiße Wand war mit Gemälden aus der italienischen Schule bedeckt, die

ein Kapital gekostet haben mußten, und auch noch werth waren. Der Boden war mit gewöhnlichen inländischen Matten bedeckt, an der Wand hing ein goldenes Christusbild, und davor war eine Fußbank, so zart und so reich, wie es je von zarten Knieen brnußt worden ist. Ein Tisch von Eichenholz, mit einer grün und weißen Decke überzogen, stand seitwärts, und ein Vorhang von ächtem Musselin, mit aller Sorgfalt der französischen Arbeit gestickt, hing vor den kleinen, mit Blei eingefasteten Fensterscheiben. Auf dem Malertisch lag unter den zum Malen erforderlichen Gegenständen manches Kostbare, der Maler selbst trug ein schwarzes Sammtjäckchen und auf dem Kopfe ein Barett.

Da Herr Morrha noch immer fortfuhr zu malen, machte jener sich durch ein kleines Husten bemerkbar. Der Maler sah auf, und bei den ersten Blicken, welche sie wechselten, wurden sie mit einander vertraut. Josua las in den edlen und feinen Zügen des jungen Italiens, und dieser erkannte ein verwandtes Gefühl in der breiten Stirn des Israeliten. Brüderlich flogen beide Herzen einander entgegen.

Das Haus eines Künstlers ist der Tempel seiner Kunst; man kann eintreten, ohne daß man gleich auseinandersehen darf, ob man etwas Besonderes begehrt außer dem Antheil an der Kunst. Israeli machte davon mit der Schaam Gebrauch, welche der Liebe eigen ist, und anstatt mit der Frage nach Ottiliens Portrait zu beginnen, verwickelte er schnell den jungen Mann in ein inhaltreiches Gespräch über dessen Kunst; er sagte mit funkelnden Augen: „Ich habe sie stets beneidet, die Glücklichen, welche von Gott bestimmt sind, Priester der Kunst zu sein, denn sie ist die Krone des Lebens.“

„Im Allgemeinen mag das sein,“ sprach Giulio, „aber mit mir war es anders. Wollen Sie meine Geschichte hören?“

Israeli nickte.

„Mein Name ist gleichgiltig. Ich bin aus einem der ältesten italienischen Geschlechter geboren. Ich hätte nach einer Herzogskrone greifen können, aber ich verlangte nur nach einer von weißen Rosen. Titel, Aemter, Gold, Alles wartete auf mich, aber ich verlangte eine edlere Würde, eine

höhere Macht. Ich wollte über Seelen herrschen — ich wollte Künstler sein. In meiner Brust wohnte ein glühender Eifer für die Malerkunst; ich hatte sie lieb, so wie der Italiener immer liebt — von ganzem Herzen. Meine Eltern waren aber ganz gegen dieselbe, da sie mich gegen die großen Pläne einnahm, welche sie mit mir vorhatten. Ich würde viel erzählen müssen, wollte ich Alles darstellen, was sie mir in den Weg legten; lange mußte ich mich begnügen, ein Stück Papier in heimlichen Augenblicken mit meinem Bleistift voll zu zeichnen. Hätte ich doch das für einen Wink des Himmels angesehen! Aber grade die Hindernisse machten mich desto mehr glauben, daß ich wahren Beruf habe. Mein Schicksal war dasselbe wie bei den meisten meiner Vorgänger, die nur im Streit sich die Krone erwerben konnten, nach der sie begehrt; das machte mich um so gewisser, daß ich zu ihrem Geschlecht gehörte. So wie der Palmbaum im Osten sich nur mit der Kraft seiner Wurzeln über den Boden erhebt, und hernach denselben mit Blättern aus seiner Krone beschattet, so wollte auch ich alles durch mich selbst werden, und dann träumte ich, ich würde den unverwelklichen Kranz des Ruhmes mir um den Adelsbrief meines Geschlechts schlingen. Ein Wesen theilte meine Begeisterung und meine Hoffnung, und vertraute mir, wie ich selbst mir vertraute. Es war Florilla, die liebliche Tochter eines verwandten Hauses — die Braut, welche mir seit ihrer Geburt zugesagt war. Sie liebte meine Träume, und folgte mir darin ganz. Stundenlang brachten wir mit einander in den Gärten der Willen zu, die an einander grenzten, aber statt daß wir mit einander gespielt hätten, saß Florilla in dem Schatten der blühenden Orangebäume vor mir nieder, und ich skizzirte ihre engelgleichen Züge, während sie, um mich zu krönen, Kränze von blühenden Mandelzweigen flocht, von weißem Jasmin oder purpurrothen Granatblüthen. In allerlei Stellungen habe ich ihr liebliches Bild mehr als hundertfältig in jenem Portefeuille liegen,“ — sagte er, und wies auf eine Marokkinbrieftasche neben ihm, auf der ein gekröntes Wapen gedruckt war; — „und immer fange ich meinen Tag damit an, daß ich sie durchblättere, die Denkzeichen meines damals ungestörten Glückes!

Hätte ich mir doch daran genügen lassen! Aber wann läßt wohl je die Kunst dem, den sie zu ihrem Priester geweiht hat, Glück und Ruhe? Sie ging mir voraus nach Rom, wo ich Stunden des Erstaunens und der Seligkeit im Anschauen ihrer Werke zubachte. In dieser Zeit boten mir meine Eltern ihre Vergebung und Flora's Hand nochmals an, wenn ich der Malerkunst Lebewohl sagen wollte; aber ich wählte das Märtyrertum und dessen mögliche Krone lieber, als die Ruhe und ein sicheres Vermögen. Flora ließ mich wissen, daß sie meinen Beschluß billigte, daß die heilige Jungfrau ihr im Traum erschienen war und sie versichert hatte, ich möchte nur fortfahren und würde dann ihr Bild malen, wenn ich ausdauerte. Sie sollte mir inzwischen Treue halten und ihre Hand für mich bewahren. Um ferneren Lockungen und Anerbietungen zuvorzukommen, verließ ich Italien und unternahm eine Kunstreise, um zu versuchen, ob die Pflanze meiner Kunst im Norden gedeihen möchte. Ich besuchte viele Länder, sah die berühmtesten Galerien und kopirte Alles, was mir vorkam und für mein Talent sich eignete; aber vergebens, mit meiner Seele blieb es beim Alten. In Holland wurde ich krank, und da ich hergestellt war, als ich meine Augen erhob, sah ich Flora, die Treue, zu Füßen meines Lagers. Enrico, mein Diener oder vielmehr mein einziger Freund, hatte ihr geschrieben, und sie hatte eilends Alles für mich verlassen; sie flog herbei, um mir zu helfen!“

„Es waren selige Augenblicke, die ersten Augenblicke unserer Vereinigung, als wir Alles vergaßen, außer dem einen, daß wir einander liebten und jetzt einander für immer besitzen sollten. Wir dachten, diese Augenblicke würden immer währen, wir gelobten uns das, ach!“

„Gleich nach meiner völligen Genesung wurde Flora durch das heiligste Band die Meinige, und eine Zeit lang genossen wir alles Glück, welches die Erde zu geben hat und das die ächte Liebe schenken kann. Aber die Sorge für den Unterhalt verdoppelte sich, und wenn ich von meiner Liebe ganz eingenommen, den Pinsel hatte ruhen lassen, mußte ich ihn wieder aufnehmen. Eine Bestellung rief mich nach Amsterdam, aber es war mir zuwider, die Kunst zum Broterwerb herab-

zuwüchigen. So ging es mir öfter. Nochmals bemühte ich mich, die Menschen von der Richtigkeit meines Gefühls zu überzeugen, aber meine Ideale wichen zurück, und was ich zum Vorschein brachte, waren Schatten der blühenden Gestalten, die ich in den Wolken sah." — Er zeigte Josua ein Bild, vor dem sie standen.

"Nun, sehen Sie, mich dünkt, das ist ein Werk, mit dem Sie wohl zufrieden sein können," — bemerkte Josua, indem er staunend die einzelnen Schönheiten betrachtete.

Der Maler schüttelte den Kopf und sagte: "Ach, ich weiß, wie es sein könnte. Ich habe es meiner Flora sagen müssen, sie hat einem Glenden vertraut; das war die bangste Stunde meines Lebens. Florilla lachte und scherzte; sie sagte mir, sie habe Giulio geliebt und nicht den Maler; aber ich fühlte zu wohl, daß beide zusammengehörten, und daß sie, das Weib, in dem geliebten Mann das Männliche, das Große lieb gehabt hatte. Wenn ich Tage vergehen ließ, ohne etwas zu thun, wurde sie traurig, und das war mehr als ein Verweis. Zuweilen war es mir — aber sicher schien das nur so — als wären ihre Liebkosungen Gunst, als liebte sie mich nur aus Güte, und dann überredete ich mich, sie selbst müsse dieses Gefühl auch haben. Ich litt wohl in den langen, schlaflosen Nächten, wenn ich nur ihren zarten, süßen Athem hörte und ihre Träume belauschte, ob sie auch von dem etwas verrathen möchten, was sie wachend fühlte. Selten öffneten sich die Rosenlippen, aber wenn sie sich aufthaten, sprachen sie von Italien. Seufzend wandte ich mich dann ab, das Lager wurde mir glühend wie einst dem heiligen Laurentius. Wer etwas gethan, wer seine Pflicht erfüllt hat, der ist wohl daran, aber ich! —"

Josua wies ihn auf das Stück, an dem er malte.

"Es wird mir durch die harte Nothwendigkeit auferlegt," — sagte Giulio, — "und deshalb muß es nun auch vollendet werden. Mit einem Portrait, das ich aus Dankbarkeit male, soll ich es nun abthun, nachdem ich gemeint hatte, die Welt mit meinen Werken zu erfüllen."

Josua sah ihn fragend an.

"Mit mir ist es aus," — antwortete jener —

"aber meine arme Flora und ihr Glück." Er hielt inne, denn man hörte Fußtritte auf der Treppe, und einen Augenblick darnach trat die junge Frau herein. Sie warf Giulio bei ihrem Eintreten einen Blick zu, der bewies, die Vermuthung von ihrem Kälterwerden war nur ein Hirngespinnst ihres Gatten. Mit Augen, in welchen die kindliche Freude sich aussprach, setzte Flora den Wasserkrug nieder, den sie in der einen Hand getragen hatte, sie eilte auf Giulio zu und hielt ihm mit der anderen einen Jasminzweig vor. "Sieh einmal," sprach sie munter, die Blume an ihre Lippen drückend, und mit Nase und Mund ihren Duft einsaugend; "sieh einmal, Giulio, da ist Jasmin! Stelle Dir vor, während ich unten das Wasser durchgoß, damit meine Blumen damit heute einmal recht hell getränkt werden möchten, trugen einige Leute aus dem Garten blühende Blumentöpfe vorüber, und unter diesen erkannte ich gleich unsere Landsmännin, die Blume unserer Liebe! Weißt Du noch, Giulio, wie es mir ein Zeichen war, daß ich Dich des Abends sehen sollte, wenn Du Morgens in der Frühmesse einen Zweig Jasmin zwischen den Lippen hieltst? Und nach Deinem Fortgehen trat ich jeden Abend auf meinen Balkon, darunter blühte er so üppig und reich; der starke, frische Duft, welchen der Seewind durchzog, führte mir dann Dein Bild vor die Seele. Siehst Du, als ich die Blume sah, fühlte ich eine Regung der Freude, wie ich sie nur einmal in diesem Lande gekannt habe — bei unserm Wiedersehen; und als die Träger auf mein Bitten still standen, da bog ich den Kopf nach dem Strauch und küßte ihn. Die Männer lachten mich wohl aus, aber sie waren doch barmherzig genug, für mich einen blühenden Zweig abzubrechen. Sieh, die Blume ist zwar weniger groß und die Blätter sind weniger schneeweiß als die, welche unter unserm Himmel sich entwickeln, aber doch ist der Duft derselbe, und das ist das wichtigste. Ich bin hier auch etwas anders als im Süden, aber ich habe Dich ebenso lieb, und das ist Dir genug; was meinst Du, mein theurer Giulio?"

Man hätte denken mögen, sie hätte das Gespräch der Männer gehört.

Für den Augenblick war Giulio wieder ganz

von der Zärtlichkeit des geliebten Weibes erzeugt, und ließ sich von ihr nach der sogenannten Drangerie fortziehen, wo sie die Blume einzusetzen wollte. Es war ein blaues Bret unter ihrem Fenster, sie hatte es mit einer Lage von geduldigem *Semper-vivum* bedeckt und dadurch grün gemacht; dies Gewächs brauchte eben so wie sie selbst nur ein wenig Licht und Luft, um sich zu erhalten. Auf diesem grünen Bret stand ihr Blumenschatz. Einige Geraniums, die gelbliche Blätter statt der Blumenknospen trugen, und denen man ansehen konnte, daß sie an ein wärmeres Klima gewöhnt waren. Einige Veilchen, die Kinder der nordischen Flora, gingen hier sehr wohl fort, auch die Thallilien, welche ihre Blüten in dem strengen Winde lustig wägen. Noch außerdem Primeln, Krokusse und einige andere Blumen. Da habe ich den ganzen Garten beschrieben, welcher der Verlassenen den Süden mit allen Farben und mit allem Duft ersetzen mußte. Sie bewässerte ihn mit frohem Muth, aber da sie ihren kleinen Jasminzweig dazwischen setzte, überwältigte sie plötzlich die Erinnerung an ihre reiche Jugend, und sie seufzte:

„O Jasmin, du Blüthe meiner Jugend!
o Jugend, du Blüthe meines Lebens!“

Gleich ließ Giulio sie los; der Arm, welchen sie umschlungen hatte, sank herab. Ihr Trauring fiel hinunter, und sie ging ihn zu suchen.

„Da sehen Sie, daß sie mich nicht mehr liebt,“ sprach der junge Maler zu Israeli.

„Beinahe möchte ich fragen, ob Sie noch so lieben,“ lautete die Antwort Josua's. Der Maler

sah ihn groß an, aber doch hatte Josua Recht. Giulio's Liebe war eine verlangende gewesen, die von Flora eine gebende. Die erstere meint immer, sie habe genug gethan, wenn sie annimmt; die letztere will nur immer mehr schenken.

Es folgte eine Pause. Israeli änderte das Gespräch, und erbot sich, seinem neuen Freunde in allem, was er nöthig hätte, zu dienen. „Ver-gönnen Sie mir, daß ich Eigenthümer Ihres Bildes werde,“ sprach er.

Der Maler weigerte sich.

„Aber Ihre Flora lassen Sie mir zurück, nicht wahr?“ fragte Israeli weiter.

Stutzig sah der Maler ihn an. „Meinen Sie nicht, sie werde mich so bald vergessen; dafür kenne ich meine Flora zu gut,“ war seine Antwort.

Josua lachte, während er sagte: „Sehen Sie nun, wie wenig Sie selbst Ihrer Einbildung glauben. Der Himmel bewahre mich, daß ich in solchem Sinn Ihre Gattin von Ihnen begehren sollte. Ich liebe eine Andere; ich wünschte nur als Bruder, als Freund für sie zu sorgen; auch ich bin ein Fremdling in Holland. Das herrliche Spanien hat mich zur Welt gebracht, so kann ich die Italienerin als Schwester betrachten.“

„Und mich als einen Bruder,“ sagte Giulio, indem er ihm mit Wärme die Hand drückte. „Was Ihre freundlich angebotene Unterstützung betrifft, ich habe schon für meine Flora gesorgt. Ein edles Fräulein mit einem ganz einzigen Gemüth hat mir gelobt, meine schwache Blume dereinst aufrecht zu halten, darum bin ich ruhig.“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Berlin. Die Sprüche Salomo's: 1. Das sind die Sprüche Salomo's, jüdischen Schriftgelehrten in Berlin und Vater von Isaak Moses Hersch, was hat geschrieben die Briefe an die modernen Sydonier. 2. Mein Sohn, liebe Gott und die Menschen, fürchte aber den Polizeipräsident von Minutoli, denn er hat überall seine Leute. 3. Und es wird kommen die Zeit, wo der Eisenbahndirektor Dunker nicht mehr wird gelähmt sein in Charlottenburg, und man wird

anfangen einzusperrern viele Menschen in Berlin. 4. Die Hausvoigtei aber hat sehr dicke Mauern, und der liebe Gott soll uns behüten vor ausgefallne Sachen! 5. Denn die Macht des Preußen-Club ist leider groß, und der allgütige Vater da droben kann uns nicht erretten, weder aus Sibirien noch aus Spandau, noch aus Spielberg oder Silberberg. 6. Darum mein Sohn sprich nicht unbedachtsam von der Regierung, denn der Student Schlüssel sitzt in Magdeburg, und Alles

ist eitel. 7. Ich war vierzehn Tage ein bedeutender Schriftsteller in Deutschland, und siehe da, Alles war eitel. 8. Ich habe die Madame Sergeois tanzen sehen, und Recensionen von Ludwig Neffstab gelesen und Alles ist heute eitel! 9. Ich habe gesehen die Maria Stuart von Fräulein Bierack und das vaterländische Schauspiel: die Quigows von Louis Schneider, und auch das ist heut eitel. 10. Ich habe aber gesehen bei Schott und bei Meinhardt's vornehme Schufte Champagner trinken, und edle Menschen Hungers sterben. 11. Ich habe aber gesehen überall Kirchen und Dome bauen, Museen ausmalen und Mucker und Schurken mit Gold beschütten. 12. Ich habe aber gesehen Millionen auf Reisen vergeuden und für eitel Spielwerk Schätze verschwenden, und schlesische Bauern Gras essen und Erde verschlucken, und mein Herz hat geblutet! 13. Aber mein Sohn, noch ist die Zeit nicht gekommen, wo man das Maul aufstun kann, denn weil man die Hand noch nicht ordentlich aufgethan. 14. Darum mein Sohn schweige und dulde, und bilde keine Gruppen, weder im Kastaniewäldchen noch unter den Linden, denn das Schwert des Major Blesson ist zweischneidig und der Börsenmäkler Benda wird schreckliches Gericht halten über die Aufwiegler. 15. Aber Gott der Allgütige wird sich unsrer erbarmen, und es wird die Zeit kommen wo das Laster und die Dummheit bestraft, und die Russen nach Berlin kommen werden. (Kladderadatsch.)

* * Die Klagelieder Jeremiae:

„Der König sprach: Ach, welche Zeit,
Kaum ist sie zu ertragen!

Ein Jammer ist's, ein Herzeleid,

Man hat nichts mehr zu sagen;

Fast wie 'ne Puppe steht man da,

Geschmückt mit Kron' und Orden,

Seitdem das liebe Volk nun ja

Ist souverain geworden!“

Und die Minister stimmen nun

Auch an das Lied der Klagen!

„Ach! könnten wir doch Alles thun

Wie einst in jenen Tagen!

Doch leider schwand die schöne Zeit,

Sie wird nicht mehr erblühen,

Seitdem die Völker weit und breit

Zur Rechenschaft uns ziehen!“

Der Adel kommt nun wüthend an

Vom ältesten Geschlechte,

Und Jeder schreiet Mann für Mann:

„Wo bleiben uns're Rechte?!

Ist das Vernunft und Billigkeit,

Dem Plebs gleich zu stehen?

Verflucht sei diese neue Zeit,

Wo wir zu Grunde gehen.“

Der Vierte, der nun klagend naht,

Mit höchst betrübten Mienen,

Es ist ein Herr Geheimerath,

Gewöhnt an höflich Dienen!

„Ach, die Revolution,

Die Freiheit, die wir haben,

Sie muß das Land, sie muß den Thron,

Uns Alle untergraben!“

Ihm folget das Beamtenheer

Mit lauten Klagetönen!

„Gerechter Gott! wir sind nichts mehr!“

So klagt ihr dumpfes Stöhnen!

„Ach, unser ganz Beamtenthum,

Schon ist es fast gestorben,

Der März hat unsern Stolz und Ruhm

In einer Nacht verdorben!“

Nun kommt die Garde wuthentbrannt,

Die Leutnants schön von Taille!

„Auf Ehr! 's bleibt für uns 'ne Schand,

Die Herrschaft der Kanaille!

Nicht Bälle mehr, nicht Assembles,

Nicht Corso's, Promenaden!

Der Teufel wahrlich hole den,

Der dies uns aufgeladen!“

Die Spießer bleiben nicht zurück

Mit ihren Klageliedern

Und deutlich sagt ihr trüber Blick:

„O, alte Zeit, keh' wieder!

Sonst konnten wir spazieren geh'n,

Franzosen Ihr und Polen!

Jetzt müssen wir nun Schildwacht steh'n,

Euch soll der Teufel holen!“

Jetzt kommt das Demagogenchor!

Nun, die sind doch zufrieden?

Vollkommen doch, so kommt mir's vor,

Ist nichts, ach nichts hienieden!

Die klagen nun: „Was ist denn viel?

Was soll der Quark uns frommen?

Die Republik ist unser Ziel,

Die müssen wir bekommen!“

Und Alle stehen nun im Kreis,

Ganz dicht geschaart zusammen,

Und jeder neue Klagen weiß,

Speit Feuer und speit Flammen!

„Du gabst zu viel!“ so ruft mit Grimm

Die Rechte um den König!

Die Linke ruft mit droh'nder Stimm:

„Wir haben viel zu wenig!“

(Aus dem Berliner Krahefeler.)

* * Der Berliner Witz fragt: Was ist eine Barrikade? — Antwort: Eine freundschaftliche Vereinigung von Equipagen und Droschken, die sich die Deichsel geben, das Volk zu schützen.

* * Herr von Küstner hat sich nicht entblödet, Srl. Bierack die Jungfrau von Orleans

spielen zu lassen! Ein dreifaches Attentat: Gegen Schiller, gegen die deutsche Bühne, gegen die Jungfrau insbesondere.

* * Der Baumeister Annacker beabsichtigt ein Clubhaus zu erbauen, in dem dreimal in der Woche Vereinsstzung gehalten und viermal Theatervorstellungen von zeitgemäßem und nationalem Interesse gegeben werden. Das Haus soll 10,000 Menschen fassen, auf einem Grundstück möglichst in der Mitte der Stadt errichtet werden und 35,000 Thlr. kosten. Diese Summe soll in 3500 Aktien, jede zu 10 Thalern aufgebracht werden unter wöchentlicher Einzahlung von 10 Sgr., wofür es Quittungsbogen giebt. Sobald die 10 Thlr. voll eingezahlt sind, werden sie mit 5 Procent verzinst. Außerdem erhält jeder Aktionair noch monatlich ein Freibillet für die Theatervorstellungen. Das Haus wird den Vereinen demokratischer Bestrebungen unentgeltlich für ihre Sitzungen offen stehen. Der Eintrittspreis für das Nationaltheater wird nur 1—7½ Sgr. betragen.

* * Verkaufs-, Kaufs- und Mieths-Gesuche aus dem Krakehler: Falsche Nachrichten, irrige Angaben, voreilige Gerüchte, Namen-Verwechslungen, lächerliche Druckfehler und altes Weibergewäsch kauft fortwährend zu den höchsten Preisen Abram Tandel Thiele, Bullenwinkel 1. — — Wer zeitweilig abgelegte politische Gesinnungen und servile Ansichten gut aufbewahrt und gegen Mottenfraß schützt, melde sich bei S. Ch. Legel im Central-Bureau. — Ein gut dressirter Reaktionär, der aufwarten, über den Stock springen und auf Kommando kuscheln kann, auch eine verlorne Popularität apportirt, wird zu kaufen verlangt. Käse-Markt No. 1 beim Wirth. — Ein tüchtiger Chirurgus, der gebrochene Zusagen gründlich heilen und eingeklemmte Treubrücke mit Erfolg operiren kann, findet eine gute Stelle in dem Hospital für Bruchschäden aller Art. P. Neussen.

Breslau. Im Verlage von Ignaz Kohn erschien: Revolution von Max Ring. Es sind sehr glatte Verse, mit kräftigen Gedanken. Der Verfasser ist Arzt und kennt die Wunden der Zeit. Von den Franzosen singt er:

Was hat nicht dieses Volk gedacht, gedichtet,
Erhabne Tragödien und kühne Epopöen!
An einem Tage eine Welt vernichtet,
Und neue Welten hieß es auferstehen.
Welch kühne Träume, göttliche Gedanken,
Tiers-état, Gironde und der Berg!
Heut noch ein Riese, groß und ohne Schranken,
Und morgen ein verzweiflungsvoller Zwerg.

Ein Krieger, der mit blutig schwerem Degen
Des Schicksals Riesenschalen niederreißt,
Ein Denker voll, von Menschenglück und Segen,
Um dessen Stirn ein neues Eden kreist,
Ein Bettler, der Millionen zu vergeben,
Und hungernd kämpft um Brot, um's nackte
Leben.

Bitter wird der Dichter mit Recht, da er die Versammlung der Volksvertreter in Frankfurt a. M. schildert:

Da kommen sie, die Weisen aller Länder,
Die du berufen nach dem Kaiserstiz,
Da tagen sie, des Heiles Unterpfänder,
Und üben, wie die Knaben, ihren Wiz.
Sie streiten mit den abgestumpften Phrasen
Und reiten auf Principien zum Kampf.
Der Hexenkessel wirft mit hohlen Blasen,
Und die Versammlung schwebt in Dunst und Dampf.

Vor ihrer Macht erfahrt sie schier ein Grauen,
Sie schrecken vor der eignen Majestät,
Sie wagen nicht, sich selber zu vertrauen
Vom Geist der Schmach, der Feigheit angeweht.
Der kühnste Griff faßt nur die leere Luft,
Und einen Leichnam schleppt er aus der Gruft.
Herbei den Zepher und herbei die Krone,
Den Erisapfel aus der Kumpelkammer!
Bald sitzt ein Kaiser auf dem deutschen Throne,
Und zu dem alten kommt der neue Jammer.
Noch hatten wir zu wenig Herrn und Fürsten,
Minister, Schranzen, Höflinge zu zählen,
Die nach des Volkes Blut, dem Schweife dürsten,
Des armen Deutschlands heil'gen Schatz bestehlen.
Macht einen Kaiser, schnell um Himmels willen!
Sein Name wird schon unsre Grenzen schützen,
Sein Schatten wird dem deutschen Reiche nützen,
Sein Anblick wird des Volkes Hunger stillen.
Er giebt uns Einheit, Stärke, Heere, Schiffe,
Macht einen Kaiser doch mit kühnem Griffe.

Brünn. Die Anzahl der arbeitslosen Fabriksgelhilfen ist bis auf 12,000 angewachsen, welche theils durch öffentliche Arbeiten, theils durch milde Gaben ernährt werden müssen.

Burtscheid. Bei den Wahlen siegte die Parthei der Konstitutionellen über die demokratische, und ernannte zu Wahlmännern den Pfarrer, den Kaplan und den Küster. Zuletzt blieb der demokratischen Parthei noch ein Wahlmann übrig, und nun wählten sie — den Todtengräber.

Madrid. Die Allgemeine Zeitung enthält wörtlich folgenden Ernte-Bericht aus Spanien: Alle Fruchtgattungen stehen in ganz Spanien wunderbar schön; auch die Königin Isabella ist gesegneten Leibes.

Paris. Die Freiheit ist nichts Positives — sagte einst Ludwig Börne — sie ist nur etwas Negatives: die Abwesenheit der Unfreiheit. Die Freiheit kann und will nichts gründen als sich selbst, sie kann und will nichts zerstören, als die Gewaltherrschaft. Die Freiheit kann ein Volk nicht umwandeln, sie kann ihm nicht die Tugenden und Vorzüge verschaffen, die ihm seine Natur versagt; sie kann ihm die Fehler nicht nehmen, die ihm angeboren, die sein Klima, seine Erziehung, seine Geschichte oder sein unglückliches Gestirn verschuldet; die Freiheit ist nichts, und dennoch Alles, denn sie ist die Gesundheit der Völker. Wenn der Arzt einen Kranken zu heilen sucht, kommt Ihr dann, um ihn zu fragen: warum heilt Ihr diesen Mann, ehe Ihr reiflich überlegt, was Ihr nach der Heilung aus ihm machen wollt? Er ist ein schwacher Greis, wollt Ihr einen kräftigen Jüngling aus ihm machen? Er ist ein Bettler, wollt Ihr ihn zum reichen Manne machen? Er ist ein Dummkopf, könnt Ihr ihm Geist verschaffen? Er wohnt in der öden Lüneburger Heide, wollt Ihr ihn nach Neapel bringen? Der Arzt antwortet Euch: ich will ihn heilen; wie er dann seine Gesundheit benutzen könne, benutzen wolle, das ist seine Sache, das wird seine Bestimmung entscheiden. So auch spricht die Freiheit: ich gebe den Völkern ihre Gesundheit wieder; doch wie sie die Freiheit benutzen wollen, benutzen können, das muß ich ihrem Willen und ihrem Schicksale überlassen. Wie ein gesunder Bettler, der an seiner steinernen Brotrinde kaut, glücklicher ist, als der franke reiche Mann, der an einem üppigen Tische schwelgt: so ist ein freies Volk, und wohnte es am eisigen Norden, ohne Kunst, ohne Wissenschaft, ohne Glauben, ohne alle Freuden des Lebens, und mit den Bären um seine Nahrung kämpfend — so ist es dennoch glücklicher als ein Volk, das unter einem paradiesischen Himmel mit tausend Blumen und Früchten schwelgt, die ihm der Boden, die Kunst und die Wissenschaft reichen, aber dabei der Freiheit entbehrt. Nur die Freiheit vermag alle Kräfte eines Volkes zu entwickeln, daß es das Ziel erreicht, welches ihm auf der Bahn der Menschheit vorgesteckt worden. Nur sie kann die verborgen keimenden Tugenden eines Volkes an den Tag bringen, offenbaren, welche seiner Gebrechen der Entartung, welche der Natur zuzuschreiben, und seine gesunden Vorzüge von denjenigen trennen, die unter dem Scheine der Kraft nur eine Schwäche bedecken, die nichts als krankhafte Congestionen, gesegwidrige Anmaßungen eines Organs über das andere sind — so etwa wie die Häuslichkeit und der Transcendentalismus der Deutschen. — Ein Volk, das nicht frei ist,

das noch in seiner Regierung wie ein Fötus im Mutterchooße ruhet, ist gar kein selbstständiges Volk; es ist eine Hoffnung, aber keine Wirklichkeit; und die Freiheit ist auch die Ehre der Völker. Selbst wenn alle Herrscher das wären, was sie nicht sind, die Väter ihrer Unterthanen, wenn sie für nichts besorgt wären, als für deren Glück, für deren Zufriedenheit, selbst dann auch wären jene Völker ohne Freiheit und ohne Ehre bedauernswürdig. Sie müssen, was ihnen als Recht gebührt, als Geschenk annehmen, zittern bei jeder übeln Laune, bei jeder Leidenschaft, jeder Trunkenheit ihrer Gebieter; sie sind keine Menschen, sie sind nur Sachen, geliebte Kleinodien ihres Besitzers, sie sind keine selbstständige Wesen.

* * Bei dem letzten Kommunistausbruche in Paris spielten die beiden unruhigsten Köpfe, Barbès und Blanqui, die Hauptrolle, wie bei dem republikanischen Putsch in Baden, Hecker und Struve, die mit den beiden Franzosen auch sonst Aehnlichkeit haben. Barbès ist wie Hecker das Ideal eines Revolutionshelden, mit schwarzem Haar, dunklen blitzenden Augen, einer gedankenvollen Stirn, einer wohlklingenden Stimme und den schönsten Händen, die man sehen kann und mit denen er mit höchster Grazie gestikulirt. Blanqui dagegen ist gerade das Gegentheil, der Mephistopheles dieses Faust, gemein an Gesinnung und von Aussehen, so daß Niemand in ihm den Mann von Bildung erkennt, ob er gleich aus einer hochgeachteten Familie Korsika's stammt und der Bruder jenes Gelehrten ist, den seine Werke in ganz Europa berühmt gemacht haben. Er ist sein ganzes Leben lang ein Gegenstand der Sorge und Unruhe seiner Familie gewesen, und als er das erste Mal verhaftet wurde, rief selbst sein alter Vater aus: „Wenn mein Sohn wirklich verhaftet ist, so wird das Land endlich Ruhe und Frieden erwarten können.“ In dem Staatsgefängnisse zu St. Michel, wo er mit Barbès und Andern lange gefangen saß, wurde er selbst von seinen Mitgefangenen so gefürchtet, daß sie sich ganz von ihm zurückzogen, und er Jahre lang als Menschenhasser allein lebte, er ließ Bart und Nägel wachsen und war Monate lang nicht aus dem Bette zu bringen. Trotz dieses finstern Charakters besitzt er gleichwohl ein ganz weiches Herz, und noch jetzt, nach vielen Jahren, treten ihm jedes Mal die Thränen in den Augen, wenn er an seine Frau erinnert wird. Die einzige Bitte an die Regierung, zu der sich seine stolze Seele jemals herbeiließ, bestand darin, daß er den Gefängnisaufseher an dem Jahrestage des Todes seiner Frau ersuchte, ihm ein kleines Medaillonbild der heiligen Jungfrau zu bringen, das

er in glücklicheren Tagen gekauft, weil er sich einbildete, das Bild habe eine auffallende Ähnlichkeit mit Der, die er so lange geliebt und nie vergessen. Und derselbe Mann würde keinen Augenblick zögern, seine Pläne durch Raub und Mord durchzusetzen, ein so unerklärlich wunderbares Ding ist das Menschenherz.

* * Wenn irgend Jemand, so hat Cormenin den Gang der letzten Revolution Frankreichs zum Voraus bezeichnet. Schon 1834 erschienen von ihm drei politische Gespräche über die Volkssouveränität, die Nationalversammlung und die Republik, die vierzehn Jahre später auf das Haar hin eingetroffen sind: Das Gesetz ist die ausgesprochene Willensmeinung der Bürger; das oberste Gesetz ist die Verfassung, und die beste Verfassung diejenige, welche den Menschenrechten den meisten Schutz gewährt und der Natur am nächsten kommt. Das Volk, selbst die Bedienten nicht ausgenommen, macht in einer Nationalversammlung das Gesetz, folglich die Verfassung. Primärversammlungen wählen in der Hauptstadt des Cantons direct die Nationalversammlung, die von einer provisorischen Regierung zusammenberufen wird. Die Nationalversammlung entwirft die Verfassung, welche durch Ja oder Nein von dem Volke in Primärversammlungen bestätigt wird. Nach Allem ist Cormenin nicht für die Wahl nach Departements, vielmehr nach Cantonen, und es möchte wahr sein, daß die Republik den unzweckmäßigen Modus der Partei des National zu danken hat. Ist nun aber die Volkssouveränität das Princip jeder freien Regierung, und die Nationalversammlung das Mittel dazu, so ist die Republik der Zweck. In ihr verschmelzt das natürliche Recht so viel als möglich mit dem socialen. Die constitutionelle Monarchie ist unverträglich mit der persönlichen Freiheit, der Freiheit des Unterrichts, des Gewissens, der Association, der Presse, der Wahl, der Tribune, des Landbaues, des Handels, der Industrie; unverträglich mit Steuergleichheit und den Aufhebungen der Privilegien. Die Repräsentantenversammlung würde auf drei Jahre den Präsidenten der Republik ernennen. Die volljährigen und ansässigen Bürger aber erwählten Gemeinderäthe und Maires, und in verschiedenen Abstimmungen die Departementsräthe und Volksvertreter. Die Beamten der Verwaltung und Justiz, die Offiziere der Armee und der Nationalgarde gingen gleichfalls aus der Wahlurne hervor. Aemterhäufung und übermäßige Besoldung würden abgeschafft, die Verbrauchssteuer ermäßigt, und statt der jährlichen Anleihen ein starker Reservefond errichtet.

Prag. Die Noth wird von Tag zu Tag größer. Handel und Gewerbe liegen ganz dar-

nieder. Die ärmere Klasse hat nichts zu verdienen und ihre Zahl mehrt sich von Tag zu Tag; zähneknirschend, Wuth im Herzen schleichen die Czechen mit grimmigen Gesichtern umher. Die eingeleitete Untersuchung soll keine Resultate herbeiführen, welche eine Verschwörung nachweisen könnten. In einigen Gemeinden wurde die Theilnahme an den Wahlen zum Reichstage verweigert.

* * Unter den Schmählern der jung-czechischen Literatur zeichnet sich das folgende durch unübertreffliche Frechheit aus:

Das Lied von dem deutschen Parlamente.

Wird gesungen wie: „Auf der Prager Brücke
Wächst ein Rosmarin.“

Herr Schuselka schreibt uns
Ganz nach deutschem Brauche
Wir möchten eilen
Den Deutschen zu helfen
Es zwicke sie sehr im Bauche.

Mit euch ihr deutschen Stillen!
Wollen wir nicht spielen —
Mögt mit dem, was
Ihr euch eingebrocket
Euren Hunger stillen.

Bleibet deutsch ihr Leute
Böhmen wird uns're Beute! —
Blaset uns nicht
Dort aus Frankfurt
In slaw'schen Brei doch, heute!

(Variante.)

Bleibet deutsch ihr Leute
Mähren wird uns're Beute (!!!)
Blaset u. s. w.

Frankfurt wird erschrecken
Seine Müze strecken!
Wenn der Löw' die
Mähnen rüttelnd
Seinen Schweif wird recken.

Frankfurt wird erschrecken
Seine Müze strecken!
Wenn der Hannak,
Wallach, Slovak
Seinen Rücken flecken!

Ha! Festina lente
Neues (junges) Parlamente
Wir dikfieren
Dir's Burgiren —
Warte Sakramente.

Stuttgart. Der durch die deutsche Erhebung endlich zur Ruhe gesetzte Beamten-Tyrann Justizminister von Maucier zog einst einen Gerichtshof zur Verantwortung, weil er weniger Kerzen verbrauchte, als ein anderer, und versandte an alle vier Kreisgerichtshöfe dasselbe Dintenrezept, damit die wünschenswerthe Gleichfarbigkeit herrsche.

* * * Es ist wirklich merkwürdig, zu sehen, wie das loyale württembergische Volk, das bisher nichts Höheres wußte, als 1) seinen König, 2) dessen Gemahlin, 3) seinen Kronprinzen, 4) das übrige königliche Haus, 5) die apanagirten Prinzen und was sonst noch dazu gehört, bis auf 6) die natürlichen Prinzen — daß dieses sonst so gemüthliche, royalistische, ruhige Volk jetzt auf einmal so ultraradikal wird, daß es nicht einmal mehr für den König in der Kirche beten lassen will. Es ist nur ein Glück, daß unsere Landstädte zum Theil nicht gepflastert sind, sonst könnte man nie ruhig zu Bette gehen, ohne den Gedanken zu hegen: morgen früh, wenn du aufstehst, sind schon alle Straßen voll Barrikaden. In unsern Wirthshäusern hört man nichts als Raisonniren und Schimpfen über den Vincke und über den Hecker, über die Deutsche Zeitung und die Reaction, über einen fürstlichen Reichsverweser, und wieder über den Vincke und die Reaction; dann aber jedesmal lassen wir den Hecker hoch leben. Glauben Sie übrigens ja nicht, wenn ich sage, wir lassen den Hecker leben, daß ich damit den wirklichen, veritablen Hecker aus Baden, ehemaligen Abgeordneten und Freischärler, meine; bewahre Gott! es ist dies bloß ein schwäbischer Provinzialismus, der auf deutsch heißt: unzufrieden sein mit Etwas. Gesezt zum Beispiel, einige Soldaten, die von ihrem Sieg über die Republikaner in Baden zurückgekehrt sind, besinnen sich nachträglich darüber, wie unbillig es denn doch sei, daß sie bloß zwei Kreuzer Zulage im Feld bekämen, während ein Leutnant zwei Gulden bekommt, und werden nun höchlich unzufrieden. Wie äußert sich nun diese Stimmung? Ganz einfach, sie lassen den Hecker hoch leben. An einem Feiertag Abend kommt die Polizei wie gewöhnlich nach zehn Uhr und erklärt mit der bekannten Formel den Anwesenden, daß sie jetzt hinlänglich getrunken hätten und nach Haus gehen sollten. Die Gesellschaft ist jedoch entgegengesetzter Meinung, sie ist äußerst unzufrieden mit diesem Eingriff in die persönliche Freiheit und läßt demnach auf der Straße verschiedene Male den Hecker hoch leben. Ja selbst der lateinische Schüler, der es für eine höhere Pflicht hielt, seine regelmäßige Zeitung zu lesen,

als seine unregelmäßigen Zeitwörter zu lernen, und der nun die schmerzliche Reaction auf seinem Rücken verspüren muß, unterdrückt männlich seinen Schmerz und erst nach Beendigung der Schule macht er auf dem Heimweg seinem beleidigten Gefühl Lust durch ein donnerndes Hoch auf Hecker. Und nicht umsonst ruft man den Hecker; er kommt, er ist da; er ist überall; wo auch nur ein Unzufriedener ist, erscheint auch ein Hecker. Bald hier, bald da, an den entgegengesetzten Grenzen wie im Innern, ohne alle Rücksicht auf ein alibi läßt sich Hecker sehen. Hecker ist ein bloßer Begriff geworden, und zwar ein so abstrakter, daß er, um in die konkrete Wirklichkeit zu treten, keinen andern Anhaltspunkt bedarf, als einigen Bartwuchs. „Jeder Bart ein Hecker;“ in jedem Eisenbahnwaggon, ja fast in jedem Omnibus ist gewiß irgend ein verdächtiger Bart, dessen Besitzer alsbald mit leiser Stimme als Hecker bezeichnet wird. Er ist vollständig der Sagenbildung anheimgefallen, er ist eine mythologische Person geworden, der bärtige Hecker, gerade so wie der gehörnte Siegfried oder der rasende Roland. — Und was ist denn der Stoff dieser Sagen? Was sind seine Thaten? Leider ist die moderne Poesie sehr einförmig und die Produktivität sehr gering, denn die einzige Idee ist: er theilt Geld aus. Nicht mit der Löwenhaut um die Schultern erscheint der moderne Herkules, sondern mit dem Geldsack über die Achseln; nicht mit der Keule bekämpft er die Tyrannen, sondern mit Sechserrollen, und das neue Rolandslied, das im Munde des Volkes lebt, es heißt: Der Hecker zieht ins Feld, er hat den Sack voll Geld.

(Korrespondent v. u. f. Deutschland.)

Waldenburg. Ein schlesischer Weber, der von früh 4 bis Abends 12 Uhr arbeitet, wobei die ganze Familie mit thätig ist, verdient kaum 10 Ngr. wöchentlich. Wie weit die Stumpfheit durch Noth dieser Leute gediehen ist, dafür ein Beispiel: Es brannte im Winter dieses Jahres das Haus eines Webers. Die benachbarte Weberfamilie stand auf, um beim Lichte der Feuerbrunst zu arbeiten und das Licht zu ersparen.

Wien. Aus dem Kreise dynastischer und provinzieller Fragen, tritt die Zeit hinaus in das weltgeschichtliche Gebiet, in die großen Interessen der Völker; sie kämpft für die Idee einer Freiheit und eines Zustandes der gesellschaftlichen Ordnung, wie er nie da dagewesen. — Die alten Grundlagen der Menschheit, die positiven Interessen des Völkerlebens, die Zustände der gegenwärtigen Gesinnung, treten in schroffen Gegensätzen mit mächtigen Anforderungen an uns heran,

während die theoretischen Ideologen, der zukunftslose Radikalismus und die im Verzweiflungskampfe hinsterbenden Kommunisten unbekümmert oder unbekannt mit den positiven Grundlagen der Menschheit, schon klingende Worte in die Welt hinaus schleudern, hinter welchen eine bunte Schaar von Unerfahrenen und Ungebildeten im bacchantischen Chorus einherschreiten. Auf diese weist die kleine Schaar des gestürzten Absolutismus mit heimischer Schadenfreude, als wären diese Unmündigen die Frucht der mit Bewußtsein vordringenden Menge jenes Volkes, welches die Freiheit auf Grundlage der ewigen Gesetze des Rechtes übereinstimmend mit unseren Zuständen neu aufbauen will. — Aber über die Sachlage täuscht sich Niemand. Nur Jene, welche den monarchischen Thron über aller menschlichen Bedürftigkeit erhaben mit einem heiligen Schein umgaben, welche die Begründung ihrer Ansichten von Staat in die mystische Höhe des Jenseits verlegten, haben die Bodenlosigkeit des Radikalismus hervorgerufen; sie sind Brüder, wenn gleich feindliche Brüder, Kinder einer Mutter der Unbekanntheit mit der menschlichen Natur, mit den Lehren des Rechts und der Geschichte. — Die Theorie der modernen Monarchie tritt bescheiden von den Höhen des Jenseits in das Diesseits herunter; sie weiß, daß der Mensch den Staat bedürfe, und der Staat einer Regierung, welche menschlich fühlen muß, und den Muth haben, bis zur Resignation ihrer selbst zu gehen, wenn sie erfahren sollte, daß die Menschen andere Formen bedürfen. Dadurch wird sie nicht schwächer als sie früher gewesen ist, sie wird im Gegentheil stärker, und ihre Stärke liegt in dem Bewußtsein der Menschen, daß sie einer solchen Regierung bedürfen. Das alte, sogenannte kindliche Bewußtsein, von dem man früher sagte, daß es die Völker an die Herrscher binde, ist kindisch geworden in den Augen der modernen Völker.

* * Radikales Vater unser: Vater unser, der du bist in Innsbruck, respektirt werde dein Name, doch unser Wille geschehe, denn wir bilden das souveräne Volk. Gib uns heute unser tägliches Brot, die Freiheit und Gleichheit, vergib allen politischen Verurtheilten ihre sogenannte Schuld, allein nimm es nicht übel, wenn wir unsern Schuldigern, dem Monticucoli, dem Breuner u. s. w. nicht vergeben. Führe uns nicht in Versuchung und Rußlands Arme, sondern erlöse uns von dem Nebel der Reaktion! Amen.

* * Widerlegung des Gerüchts, als ob von Seiten der gutgesinnten Oesterreicher der eiligen

Abreise des Fürsten Metternich Hindernisse in den Weg gelegt worden seien: Es ist im Gegentheil der geheimen Mission desselben nach London aller Vorschub geleistet worden. Selbst eine Ehrenwache wurde ihm mitgegeben, welche auf das Abreden des Fürsten, in die enthusiastischen Worte ausbrach: Durchlaucht, bis zum Galgen! Als der Wagen des Fürsten unterwegs beschädigt worden war, bemühte man sich ihn mit Hilfe eines handfesten Strickes wieder herzustellen. Auf die Aeußerung des Fürsten, daß es ihm leid thue, solche Mühe zu verursachen, rief man aus: Wir thun das gern; Ihre Gnaden haben mehr wie einen Strick verdient! —

* * Der Volksfreund, redigirt von S. Tuvora jun., bringt: Censurfreie Reime.

Ein König — Blutwenig.
Ein Kaiser — nur leiser!
Constitution — magrer Lohn.
Revolution — Freiheitschron.
Fünfzehnter Mai — Hurrah, Suchhey!
Innsbrucker Fahrt — sich selbst genarrt.
Vielleicht ein Glück — die Republik.
Demokratie — die wollen wir, ja die!
Vertraun wir noch Billersdorfen? — Nein,
Gottlob! er hat umgeworfen.
Darf uns noch foppen Latour? — Seid be-
ruhigt Mitbürger! Keine Spur.
Das Ministerium zieht — die Freiheit blüht.

* * Als Kaiser Alexander sich zur Abreise vom Congresse anschickte, machte er Herrn Metternich den Antrag, nebst dem Courierwechsel der Cabinette auch eine freundschaftliche nichtpolitische Privateorrespondenz zwischen ihnen beiden in Gang zu setzen, zu deren Kostendeckung der Fürst jährlich fünfzigtausend Ducaten annehmen möge. Metternich dankte für diese Herablassung und Gnade, meinte jedoch, er könne in ein ähnliches Verhältniß ohne Vorwissen seines Monarchen nicht treten. Auf seine Anzeige schien Kaiser Franz anfangs betroffen, und antwortete trocken, er wolle über den Gegenstand schlafen, am andern Tage jedoch sagte er: „Hören Sie, Metternich, ich habe mir die Sache überlegt. Verbieten könnte ich Ihnen die Correspondenz am Ende doch nicht, und bei der freundschaftlichen Beziehung unserer Cabinette könnte eine solche Correlation eher nützlich als schädlich sein, denn ich halte Sie für einen ehrlichen Mann. Nehmen Sie also den Antrag an.“ — In diesem Verhältniß stand Metternich bis zu Alexanders Tode. Nach der Thronbesteigung des Kaisers Nicolaus ward dieses Verhältnisses keine Erwähnung ge-

than. Es trat zwischen den beiden Cabinetten eine ziemliche Kälte ein, welche so weit ging, daß den mit der Complimentirung beauftragten Erzherzog Ferdinand unterwegs eine diplomatische Krankheit überfiel. Die Spannung nahm immer zu. Da erhielt Metternich ein Schreiben vom Czar, in welchem er sich entschuldigt, erst jüngst zur Kenntniß jenes freundschaftlichen Verhältnisses gelangt zu sein, welches zwischen dem Fürsten und seinem seligen Bruder bestanden. Es sei sein innigster Wunsch, daß der Fürst jene Anhänglichkeit auch auf ihn übertrage und er ersuche ihn um Fortsetzung jener Correspondenz, zu deren Deckung Metternich fünfundsechzigtausend Ducaten genehmigen möge. — Diesen Sold bezog Metternich bis zum 12. März l. J. Er liefert den Schlüssel zur österreichisch-russischen Politik in Bezug auf die Donaufürstenthümer, Serbien und Kroatien, den türkischen Krieg und Friedensschluß, vorzüglich aber auf die Donaumündungen. Was Metternich für jeden einzelnen Hochverrath als Sündenlohn bekommen, ist eher zu vermuthen als zu berechnen; er mag wohl nicht geringer gewesen sein, als die systematisirte Procentuation bei jedem Staatslehen und jene endlose Reihe von Unterschlagungen öffentlicher Gelder, die nebst der heillosen Staatsverschwendung und Unterstützung des Absolutismus in allen Weltgegenden endlich jene Finanznoth herbeiführte, die Oesterreich zu erdrücken droht, nachdem dessen politischer Einfluß im Orient vollkommen vernichtet ist, durch einen Hochverräter, der größeres Uebel über die Monarchie gebracht, als die Türken, Gustav Adolph und Napoleon zusammengenommen.

* * Ueber die Erfordernisse zu einem guten Volksvertreter. Der Volksvertreter muß gesinnungstüchtig, muß dem Charakter nach frei und selbstständig sein; er muß ein gereiftes Urtheil haben, ohne alle anderen Rücksichten; er darf weder den Fürsten und ihren Rathgebern, noch dem Volke und seinen Wortführern schmeicheln; er muß sich von aller Parteilung frei halten, darf sich nicht von Umtrieben leiten lassen, sondern muß sich überall sein freies, unbefangenes Urtheil bewahren. — Der Volksvertreter in der gegenwärtigen Zeit muß muthig sein; er darf sich nicht fürchten, wenn ihm Verfolgung und Untergang droht, mag es sein, von welcher Seite es will; er darf sich nicht irren lassen, wenn er weiß, daß bezahlte Bösewichter ihm auslauern; er muß auch dann standhaft bleiben, wenn eine Rotte wilder Meuterer in den Saal der Volksvertreter dringt, und wenn

er Hunderte von Gewehren auf sich anschlagen sieht. — Der Volksvertreter muß mit Energie auch Ruhe und Besonnenheit verbinden; er muß stets auf die Erhaltung der Einigkeit, wie im Vaterlande, so auch unter den Volksvertretern, bedacht sein, und wenn es auch immer verschiedene Ansichten geben wird, so muß er widerlegen können, ohne zu verletzen. — Der Volksvertreter muß von Grund aus rechtlich sein. Er muß sich fern halten von dem Wahne, als stehe die Politik über dem Rechte und der Wahrheit. Die Politik, die sich hierüber erhaben dünkt, bleibt ewig eine falsche Politik, die keinen festen Zustand begründen kann. Achten wir aber das Recht und die Wahrheit höher als alles Andere, dann hat es gute Wege. Frage Niemand: Was ist denn Recht? — Es ist jedem Menschen mit Flammenzügen deutlich in das Herz gegraben. Lesen wir nur immer recht ehrlich diese Schrift. Frage nur immer Jeder im entscheidenden Augenblicke recht gewissenhaft den inneren Richter. Das thut vor Allem Noth in dieser verworrenen, unheilswangeren Zeit. Recht ist unter Anderem: die Gesetze und die Verträge und die Eide heilig zu halten; unrecht, sie zu verletzen und zu brechen. — Der Volksvertreter muß im höchsten Grade uneigennützig sein; er muß sich von aller Selbstsucht und Eitelkeit frei erhalten. Er muß stets das allgemeine Beste im Auge haben und dafür wirken mit Zurücksetzung aller Sonderinteressen, und wenn es zu seinem größten Nachtheil wäre. Wer nach Vortheil hascht, eitel ist und glänzen will, oder bei wem es durchblickt, daß er etwas werden möchte, der taugt nicht zum Volksvertreter. — Kraft thut dem Vaterlande Noth zur Erhaltung seiner Freiheit und Selbstständigkeit. Die Kraft ist bedingt durch Einigkeit und Gesezlichkeit. In Einigkeit und Gesezlichkeit kräftigt sich der Bund aller Vaterlandssöhne. — Schon liegt ein ungeheures Chaos verworrener Begriffe und Zustände vor uns, und unermesslich schwer wird es sein, den gordischen Knoten zu lösen, die Gemüther zu beruhigen, das weitere Umsichgreifen des Bürgerkrieges zu verhüten, die Segnungen der Freiheit unverfehrt zu erhalten. — Aber mit der Gewissenhaftigkeit des Muthes wird jeder brave Mann im ganzen Vaterlande muthig und redlich die Hand an das Werk legen. G.

* * Die sieben Todsünden gegen den heiligen Geist der Freiheit: 1) Aristokratischer Hochmuth. 2) Bürgerlicher Geldstolz. 3) Mißbrauch der bürokratischen Gewalt. 4) Lesen des österreichischen Zuschauers, der Vos-

fischen Zeitung und der nichtamtlichen Artikel der k. k. privilegierten Wiener Zeitung. 5) Aussprechen der Namen Kellstab, Thadden-Tringlass, Wit von Dörring. 6) Spionage, Denunciationen, Wahlumtriebe, und 7) Reaction.

* * * Recept zur Jugendbildung eines Aristokraten: Nimm 2 Quentchen Religions-Unterricht; 2 bis 3 Quentchen sogenanntes Lesen; ein Quentchen Kalligraphie, Stylistik und deutsche Grammatik; ebenso viel von Mythologie, Anthropologie, Technologie, Geographie, Astronomie, Logik, Mathematik, Psychologie, Physik, Welt-, Religions-, Vaterländische- und Naturgeschichte; eine große Dosis von sogenanntem feinen Ton, Singen, Recitiren, Deklamiren; ein Pfund von Tanzen, Jagden, Reiten, Kutschiren, Hundedressiren, und eine gleiche Dosis von der Kunst die Zeit zu vertändeln, Vornehm zu thun und auf andere Leute die nicht vom Adel sind, wie auf Hunde herabzusehen, setze nach Belieben das Unentbehrliche einiger fremden Sprachen hinzu; mische dies Alles wohl unter einander, schüttle es des Tages mehrmals um, und reiche dem jungen Aristokraten löffelweise davon täglich von 8 bis 10 und von 2 bis 4 Uhr. — Befolgst du diese Vorschrift genau, nach welcher alle unsere Aristokraten erzogen werden, so wirst du Männer in die Welt senden, welche von Allem Etwas und vom Ganzen doch Nichts wissen, dabei vorlaut sprechen, blaß, hohläugig, abgezehrt aussehen, ihr Glück in ihren Schätzen suchen, von dem wahren, die Völker beglückenden Geiste der Zeit, von der Freiheit, den Rechten und der Würde des Menschen keine Idee haben und den Bahn über ihre Nebenmenschen emporzuragen, das beseligendste Gefühl nennen.

(Fuvora's Volksfreund.)

* * * Es gab innerhalb der österreichischen Monarchie noch vor Kurzem sieben Regierungen, von denen die meisten noch bestehen: eine interi-

mistische und loyale zu Wien — eine provisorische zu Prag — eine selbstständige, königliche zu Pesth — eine rebellische zu Agram — eine provisorische zu Mailand — und eine republikanische zu Venedig. Fügt man noch die tonangebende Camarilla zu Innsbruck hinzu, so ergiebt sich eine böse Sieben. Viel Köche versalzen gewöhnlich die Suppe! Und doch stehts im armen, alten Oesterreich aus, als ob gar nicht regiert würde. Die vollendete Anarchie greift uns aus jedem Gesichte entgegen.

* * * Anzeigebblatt des Volksfreundes: Eine konstituierende Kammer ist zu vermieten, jedoch nur für solide Parteien. Sie ist sehr geräumig, denn sie faßt 388 Sige, sehr licht, um so mehr, da von ihr das Licht für ganz Oesterreich ausgehen soll, und kann bereits in den ersten Tagen des Juli bezogen werden. — — Ein junger gebildeter Mann sucht eine Anstellung als Reactionär. Er kann sehr empfehlende Zeugnisse vom löblichen Kriminalgerichte vorweisen. Da er bereits als Dieb und Urkundenverfälscher eingesperrt war, so dürfte es ihm nicht schwer fallen, das Volk um seine Freiheit zu bestehlen und den Sinn der Errungenschaften vom 15. und 26. Mai spitzbübischer Weise zu verfälschen. Seine Adresse ist: Damian Spizl, zu erfragen in einem überseeischen Konsulat. — — Lumpen zur Papierbereitung für ein großes, konservatives Blatt werden gesucht. Man hofft, diese Anzeige werde genügen, um davon sehr viele zu acquiriren. — — Ein reines politisches Gewissen ist einem hiesigen Privatmanne auf dem Wege vom Musikvereinssaale zum Trattnerhose abhanden gekommen. Der redliche Finder wird ersucht es für sich zu behalten; denn auf Finderlohn hat er in keinem Falle zu rechnen.

J. Lafer.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.